ARCHIV
FÜR
SOZIALE GESETZGEBUNG UND STATISTIK.

VIERTELJAHRESSCHRIFT
ZUR ERFORSCHUNG DER GESELLSCHAFTLICHEN
ZUSTÄNDE ALLER LÄNDER

IN VERBINDUNG MIT
EINER REIHE NAMHAFTER FACHMÄNNER DES
IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

DR. HEINRICH BRAUN.

SIEBENTER BAND.

BERLIN.
CARL HEYMANNS VERLAG.
1894.

BRUXELLES: LIBRAIRIE EUROPÉENNE C. MUQUARDT. — *BUDAPEST:* FERDINAND PFEIFER. — *CHRISTIANIA:* H. ASCHEHOUG & CO. — *HAAG:* LIBRAIRIE BELINFANTE FRÈRES. — *KOPENHAGEN:* ANDR. FRED. HÖST & SÖN. — *LONDON:* DAVID NUTT. — *NEW-YORK:* GUSTAV E. STECHERT. — *PARIS:* H. LE SOUDIER. — *ST. PETERSBURG:* KAISERLICHE HOFBUCHHANDLUNG H. SCHMITZDORFF. — *ROM:* LOESCHER & CO. — *STOCKHOLM:* SAMSON & WALLIN. — *WIEN:* MANZSCHE K. K. HOFVERLAGS- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG. — *ZÜRICH:* MEYER & ZELLER.

Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx.

Von

Prof. Dr. WERNER SOMBART.

Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. Dritter Band, erster Teil, 8⁰, XXVIII. und 448 S.; zweiter Teil, 422 S. Hamburg, Meifsner 1894.

Das Arbeitsgebiet dieses Archivs ist ein beschränktes; es widmet sich der Erörterung sozialpolitischer und sozialstatistischer Probleme und schliefst, neben vielem anderen, die nationalökonomische Theorie aus dem Kreise seiner Aufgaben aus. Wenn gleichwohl an dieser Stelle das Erscheinen des dritten Bandes des Marx'schen „Kapitals" zum Anlafs einer rein theoretischen Studie genommen wird, so geschieht es in der Erwägung, dafs grundlegende, systematische Behandlungen des gesamten Gebiets der ökonomischen Wissenschaften auch in einer sozialpolitischen Zeitschrift nicht mit Stillschweigen übergangen werden können. Ist doch die glückliche Erörterung auch sozialpolitischer Probleme am letzten Ende von der Sicherheit der allgemeintheoretischen Fundierung bedingt, führt uns doch auch jedes praktische Problem zu den letzten Fragen der Theorie mit zwingender Gewalt zurück. So hat diese Zeitschrift es sich denn auch stets angelegen sein lassen, trotz der prinzipiellen Beschränkung ihres Arbeitsgebiets die grundlegenden theoretischen Werke der Nationalökonomie eingehend zu würdigen: ich darf an die Besprechungen Adolph Wagner's und — Julius Wolf's erinnern.

Wenn ich es, in Uebereinstimmung mit dem Herausgeber, somit für angezeigt hielt, meine Kritik des dritten Bandes des

„Kapitals“ und einige sich daran knüpfende, prinzipielle Erörterungen in diesem Archiv zu veröffentlichen, so geschieht es in der Ueberzeugung, dafs es gegenüber einem Werke von dem Range des „Kapitals“ unmöglich Aufgabe der Kritik sein kann, wenige Monate nach seinem Erscheinen das letzte Wort zu sprechen, das Buch „zu erledigen“. Wenn wir auch reichlich Zeit gehabt haben, uns in den Gedankengang von Marx hineinzuleben, wenn auch vielfach der nun publizierte dritte Band nur die Ergebnisse bestätigt, zu denen uns eigenes Nachdenken auf Grund der früheren Bände geführt hat, so verlangt doch offensichtlich ein System wie der Marxismus,[1]) zu dessen Kritik es so gut wie völlig an Vorarbeiten fehlt, intensiv wie extensiv eine andersgeartete Würdigung als sie eine kritische Besprechung zu unternehmen in der Lage ist. Ich kann deshalb meine Aufgabe an dieser Stelle wesentlich nur in Folgendem erblicken: einmal den Gesamteindruck zu schildern, den der dritte Band des „Kapitals“ hinterläfst: eine vorwiegend formale Würdigung des Werkes; sodann in thunlichst knapper Form über seinen Inhalt zu berichten, mit steter Rücksicht auf diejenigen Probleme, deren Erörterung die Marx-Diskussion wesentlich beherrscht; endlich den Versuch zu machen: für die zukünftige Marx-Kritik einige leitende Gesichtspunkte an die Hand zu geben. Diese letztere Aufgabe wird eine Skizzierung der ökonomischen Grundlagen des Marx'schen Systems, die meines Erachtens immer noch in ihrer Wesenheit verkannt werden, notwendig erscheinen lassen.

---

[1]) Trotz der Einwände, die mein hochverehrter Lehrer Adolph Wagner, Grundlegung, 3. Aufl., I. H. A. II, 281 gegen diese von mir in der Polemik mit Julius Wolf gewählte Bezeichnung macht, sehe ich mich nicht veranlafst, sie fallen zu lassen. Ich bin erstaunt, dafs sich Wagner an diesem Ausdruck, der der Lehre von Marx „wohl eine von allen übrigen sozialistischen Systemen prinzipiell völlig abweichende Stellung vindiziert,“ überhaupt stöfst. Zunächst konzediert Wagner selbst, dafs wenn auch „seines Erachtens doch nur teilweise und nur insofern“ der von mir betonte „antiethische“ Charakter des Marx'schen Systems dieses z. B. von Rodbertus u. a. unterscheide. Aber auch davon abgesehen: mir ist in keinem der bedeutenden sozialistischen Systeme, vor allem nicht in dem von Rodbertus, eine Theorie der ökonomischen Entwicklung — und das ist doch die Pointe bei Marx — bekannt geworden; denn die „metaphysische“ Geschichtstheorie von der Aufeinanderfolge organischer und kritischer Perioden kann doch hier nicht angezogen werden. Und dafs sich Rodbertus und Marx wie Feuer und Wasser in ihrer gesamten Weltauffassung unterscheiden, ist doch von Wagner's Mitarbeiter — Dietzel — oft genug zu erweisen unternommen worden.

I.

Im Vorworte zum ersten Teile des dritten Bandes (S. Vf.) bringt Engels die Passionsgeschichte seiner Redaktionsarbeit; sehr zum Nutz und Frommen des Lesers. Denn aus der Beschreibung des Marx'schen Nachlasses, der Art und Weise, wie ihn Engels verarbeitet hat, gewinnen wir sehr brauchbare Anhaltspunkte zur Beurteilung der einzelnen Teile des Werks. Im allgemeinen hat für den dritten Band eine noch unvollkommenere Manuskripthinterlassenschaft vorgelegen als für den zweiten Band: „nur ein noch dazu äufserst lückenhafter, erster Entwurf". Trotzdem ist das Redaktionsprinzip von Engels scheinbar nicht verändert worden: es war vorwiegend von Rücksichten der Pietät, nicht der Sache eingegeben.

Auch dieses Mal hat Engels so viel als möglich von den Ausführungen seines Freundes in der ursprünglichsten Form zu benutzen sich angelegen sein lassen. Er teilt uns mit besonderer Befriedigung mit, dafs auch in dem schwierigsten und wenigst vollkommen hinterlassenen Abschnitte (dem fünften) es ihm „endlich gelungen sei, alle irgendwie zur Sache gehörenden Aussprüche des Verfassers im Text unterzubringen" (S. IX).

Ich weifs nicht, ob diese Methode der Bearbeitung die richtige gewesen ist, ja ob sie auch selbst aus Rücksichten der Pietät geboten war. Sie hat dadurch dem Gesamtcharakter des Werkes sicherlich geschadet. Ob es nicht vielmehr in den Intentionen von Marx selber gelegen hätte, der Welt unfertige Sachen vorzuenthalten? Ob es nicht vielmehr darauf angekommen wäre, die Grundzüge des Systems herauszuschälen und uns in sinngemäfser Bearbeitung — wozu doch Engels wie noch kein Nachlafsverwalter vor ihm befähigt war — in vollendeter Fassung vorzulegen. Meinetwegen hätten ja alle Exkurse, alle Vorarbeiten, die sich in dem Marx'schen Manuskripte vorfanden, in der „Neuen Zeit" in extenso abgedruckt werden können. Nun ist alles in das „Kapital" gepackt: fertiges neben halbfertigem, nebensächliches neben entscheidend wichtigem, Details neben Grundzügen. Wenn Marx aus Enquêten seitenlange Exzerpte gemacht hat, so hat er es doch sicherlich nur gethan, um sie zu verarbeiten, nicht um sie abdrucken zu lassen, wie es nun geschehen ist. Wenn der fünfte Abschnitt (Kredit- und Banklehre) der unvollkommenste im Manuskript war, so hätte er ruhig mit ein paar Sätzen resumiert werden, in extenso aber, ohne irgendwo dem System Abbruch zu thun, wegbleiben können. Aber auch in der Redaktion der

Darstellung selbst ist Engels meines Erachtens zu gewissenhaft verfahren. Er hätte die ewigen Wiederholungen kappen sollen, die jetzt im dritten Bande einen noch breiteren Raum als im zweiten einnehmen und vielfach den Eindruck erwecken, als höre man das Kolleg eines deutschen Professors. Dafs solche rein kalkulatorischen Kapitel wie das 41., 42., 43., deren Ergebnisse nicht einmal ohne weiteres verwendbar sind, so dafs sich Engels selbst zur Aufstellung anderer Zahlenreihen veranlafst sah (vgl. III^{II}, 250), ebenfalls nicht das Buch zieren, wird mir jedermann zugeben. Doch diese Ausstellungen kommen post festum und ändern an der fertigen Thatsache nichts mehr.[1]) Sie sollen im wesentlichen auch nur dazu beitragen, den Gesamtcharakter des Werkes vor allem formal zu kennzeichnen.

Dafs der Genufs des dritten Bandes durch Uebelstände, wie sie im Vorstehenden hervorgehoben wurden, nicht unwesentlich beeinträchtigt wird, liegt auf der Hand. Die Unebenheiten machen sich oft genug fühlbar; die Lektüre wirkt oft ermüdend, zuweilen geradezu unerquicklich. Trotz alledem jedoch ist der dritte Band des „Kapitals“ ein Standardwerk, das unvergleichlich höher als der vorhergehende Band steht und sich dem ersten würdig anreiht. Freilich von der frischen Waldursprünglichkeit des ersten Bandes ist im dritten nicht mehr viel zu merken; es weht ein stillerer Geist darin. An Stelle des dramatischen Schwunges ist die epische Ruhe getreten. Aber ganz gewiss nicht zum Schaden der Wissenschaft. Für die sozialdemokrati-

[1]) In einigen Punkten jedoch wäre es wohl nicht ausgeschlossen, dafs Engels für spätere Auflagen zu einigen Modifikationen des Textes schritte. So z. B. ist es schier unbegreiflich, warum uns zugemutet wird, in einfachen Zahlenbeispielen nach wie vor uns mit der altertümlichen englischen Währung und ihren unmöglichen Brüchen von £, sh und d zu quälen, wo wir die bequeme dezimale Währung in Deutschland haben, oder mit acres und quarters, statt mit ha und hl? — Auch dürfte sich Engels bei näherer Prüfung davon überzeugen, dafs ganze Seiten aus alten Reports der vierziger und fünfziger Jahre nicht mehr mit den Thatsachen im Einklang stehen, was er ja öfters selbst bemerkt. So z. B. ist meines Wissens das Material des fünften Kapitels mehr oder weniger veraltet. Es liegt heute sehr häufig in der Tendenz der natürlichen Entwicklung des Kapitalismus, die räumlichen Arbeitsbedingungen zu verbessern, z. B. reinlichere Maschinenhäuser, hellere Sheds u. s. w. zu bauen, lediglich aus wohlverstandenem Geschäftsinteresse. Ganz abgesehen davon, dafs der Kapitalismus sich technische Erfindungen zu Nutze macht und nun ebenso billig wie vorher bessere Arbeitsbedingungen schafft, z. B. die Arbeitsräume elektrisch beleuchtet, dabei gleichzeitig wiederum sein Geschäftsinteresse keineswegs verletzend, u. s. w.

sche Agitation wird sich im dritten Bande nur wenig Material gewinnen lassen. Aber dieser Umstand kommt der Theorie zu gute. Was den ersten zu einer so ergiebigen Fundgrube an Schlagwörtern und Redewendungen für agitierende „Genossen“ macht, was ihn auch für den theorieentwöhnten, von der „rage des faits“ ergriffenen Durchschnitts-Nationalökonomen geniefsbar und lesenswert erscheinen liess: die häufigen deskriptiven und historischen Exkurse, die Darstellung englischer Arbeiterzustände, die kritische Geschichte der englischen Arbeiterschutzgesetzgebung und dergl. störte doch nur den Genuss an der Entwickelung der Gedanken des Systems. Der dritte Band hat diesen, vom Standpunkt der Theorie unnützen Ballast nicht. Deshalb wird die Freude, die der Theoretiker bei der Lektüre des dritten Bandes empfindet, trotz aller Unebenheiten, von denen ich sprach, doch reiner, ungetrübter sein. Mir ist der neue Teil in seiner Art reichlich so lieb als der erste Band. Um somit das Fazit zu ziehen: Die nationalökonomische Wissenschaft darf das Erscheinen des dritten Bandes vom „Kapital“ als ein freudiges Ereignis begrüfsen, das den literarischen Herbst 1894 für unser Fach ausnahmsweise zu einem fruchtbaren gestaltet hat. Wie man auch immer zu den Ergebnissen der Marx'schen Untersuchungen Stellung nehmen mag: wer überhaupt noch einen Funken theoretischen Interesses im Leibe hat, wird nicht ohne Befriedigung das Marx'sche System nun in dem dritten Bande vor seinen Augen sich vollenden sehen.

Versuchen wir, uns über den Inhalt des dritten Bandes zu unterrichten. Ich resümiere zunächst den Gedankengang des Verfassers ohne weitere Kritik. Wenn ich dabei ausführlicher verfahre, als es wissenschaftlicher Gepflogenheit entspricht, so geschieht es in dem Bewufstsein, dafs einem so systematisch mifsverstandenen Autor wie Marx gegenüber eine verständliche Wiedergabe seiner Ausführungen oberstes Gebot ist.

II.

Die Gesamtaufgabe für das dritte Buch war gegeben: hatte das erste den Produktionsprozefs, das zweite den Zirkulationsprozefs des Kapitals dargestellt, so blieb zu erledigen, wie Marx es ausdrückt, der Gesamtprozefs der kapitalistischen Produktion; mit andern Worten die Darstellung der empirischen Gestaltung des kapitalistisch geordneten Wirtschaftslebens. „In ihrer wirklichen Bewegung treten sich die Kapitale

in solchen konkreten Formen gegenüber, für die die Gestalt des Kapitals im unmittelbaren Produktionsprozefs, wie seine Gestalt im Zirkulationsprozefs, nur als besondere Momente erscheinen. Die Gestaltungen des Kapitals, wie wir sie in diesem Buche entwickeln, nähern sich also schrittweise der Form, worin sie auf der Oberfläche der Gesellschaft, in der Aktion der verschiedenen Kapitale auf einander. der Konkurrenz und im gewöhnlichen Bewufstsein der Produktionsagenten selbst auftreten." Wohlverstanden: „nähern sich", ohne sie zu erreichen. Auch im dritten Buche werden nicht die Phänomene des wirklichen Wirtschaftslebens behandelt. Ausgeschlossen von der Darstellung bleibt ausdrücklich die Lehre von der Konkurrenz. Das dritte Buch zerfällt in sieben „Abschnitte" mit zusammen 52 Kapiteln.

Der erste Abschnitt (Band III [1] 1—119) behandelt „die Verwandlung des Mehrwerts in Profit und der Rate des Mehrwerts in Profitrate".

Dieser erste Abschnitt hat die wesentlich formale Aufgabe zu lösen: Wert und Mehrwert in ihren empirischen Formen als Kostpreis bezw. Profit darzustellen. Vom kapitalistischen Standpunkt aus kostet die Ware nicht Arbeit, sondern Kapital; der Aufwand, den der Kapitalist zur Erzeugung einer bestimmten Ware zu machen hat, ist für ihn eine Verausgabung von Kapital und erscheint ihm als „die Kost" der Ware; die Höhe dieser Kapitalausgabe bestimmt den Kostpreis. Was aber der Kapitalist an Mehrwert einheimst, erscheint ihm, unter der Bezeichnung des Profits, als ein Ergebnis seiner gesamten Kapitalanlage, d. h. nicht nur des verausgabten Kapitalbetrages, oder etwa nur des variablen Kapitalbestandteils. Neben dem Kostpreise erscheint also die neue der Vorstellungswelt des Kapitalisten angehörige, ökonomische Kategorie des Profits. So verwandelt sich $W = c + v + m$ zunächst in $k + m$, dann in $k + p$; d. h. der Warenwert in Kostpreis plus Profit. „Der Profit wie wir ihn hier zunächst vor uns haben, ist also dasselbe was der Mehrwert ist, nur in einer mystifizierten Form, die jedoch mit Notwendigkeit aus der kapitalistischen Produktionsweise herauswächst. Weil in der scheinbaren Bildung des Kostpreises kein Unterschied zwischen konstantem und variablem Kapital zu erkennen ist, muss der Ursprung der Wertveränderung, die während des Produktionsprozesses sich ereignet, von dem variablen Kapitalteil in das Gesamtkapital verlegt werden. Weil auf dem einen Pol der Preis der Arbeitskraft in der verwandelten Form

von Arbeitslohn, erscheint auf dem Gegenpol der Mehrwert in der verwandelten Form von Profit.“ (III [1], 11). Da sich in der Form des Profits der Mehrwert als Ueberschufs über das Gesamtkapital (C) darstellt, so ist (im Gegensatz zur Mehrwertrate $\frac{m}{v}$) die Profitrate $= \frac{m}{C}$. Das heifst: „im Mehrwert ist das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit blofsgelegt; im Verhältnis von Kapital und Profit, d. h. von Kapital und Mehrwert wie er einerseits im Zirkulationsprozefs realisierter Ueberschufs über den Kostpreis der Ware, andererseits als ein durch sein Verhältnis zum Gesamtkapital näher bestimmter Ueberschufs erscheint, erscheint das Kapital als Verhältnis zu sich selbst, ein Verhältnis, worin es sich als ursprüngliche Wertsumme von einem, von ihm selbst gesetzten Neuwert unterscheidet.“ (a. a. O. 22/23). Heisst die Profitrate p^1, die Mehrwertrate m^1, so ergiebt sich die Gleichung:

$$p^1 = m^1 \frac{v}{C + v}; \quad \text{oder } p^1 : m^1 = v : C.$$

Die Profitrate ist also eine Funktion mehrerer Variablen; sie wird bestimmt durch zwei Hauptfaktoren: die Rate des Mehrwerts und die Wertzusammensetzung des Kapitals. Ein besonderes Kapitel (3) ist dann der rein mathematischen Untersuchung gewidmet, wie diese Variablen durch ihre Veränderung auf die Profitrate wirken; ein anderes Kapitel (4) untersucht den Einflufs des Umschlags auf die Profitrate. Ein weiteres Kapitel (5) dieses Abschnitts handelt von der „Oekonomie des konstanten Kapitals,“ sc. in seiner Bedeutung für die Höhe der Profitrate. Da nämlich, bei gegebenem Mehrwert, die Profitrate nur vermehrt werden kann durch Verminderung des zur Warenproduktion erheischten konstanten Kapitals, so ist die Untersuchung derjenigen Momente, die eine solche Wertverminderung von c herbeiführen, wichtig: aufser der fortwährenden Verbesserung der Maschinerie und der Verminderung des Werts und damit der Kosten der Produktionsmittel kommt hier aber vornehmlich die Oekonomie in der Anwendung des konstanten Kapitals in Betracht. Hierher gehört: Ersparung der Arbeitsbedingungen auf Kosten der Arbeiter; Oekonomisierung in Krafterzeugung, Kraftübertragung und Baulichkeiten (Beschleunigung der Maschinerie etc.); Nutzbarmachung der Exkremente; Oekonomie durch Erfindungen.

Endlich im sechsten Kapitel dieses vorbereitenden Abschnitts

wird die Wirkung der Preisschwankungen auf die Profitrate untersucht und zwar mit besonderem Hinblick auf die Baumwollkrise 1861—65; während das letzte Kapitel des Abschnitts eine Sammlung von Schnitzeln, unter dem Titel „Nachträge“ bringt.

Im zweiten Abschnitt (S. 120—190) wird nun „die Verwandlung des Profits in Durchschnittsprofit“ verfolgt. Es ist bekannt, wie diese „Verwandlung“ als das grofse Mysterium betrachtet worden ist, dessen Aufhellung der 3. Band des „Kapitals“ vornehmlich zu bringen berufen war. Das sog. „Rätsel“ der Durchschnittsprofitrate hat eine ganze Reihe von Schriftstellern zu Lösungssuchungen angespornt, nachdem es als „Aufgabe“ von Engels im Vorwort zum zweiten Bande gestellt worden war. Die gelieferten Preisarbeiten, deren keiner der volle Preis zuerkannt wird, unterzieht nun Engels im Vorwort zum dritten Bande einer eingehenden Zensur. Das bekannte Problem wird im 8. Kapitel des vorliegenden Bandes noch einmal dahin präzisiert: wie geht es zu, dafs gleiche Kapitale trotz ungleicher organischer Zusammensetzung gleiche Profite machen, während doch der Mehrwert nur im Verhältnis zum variablen Kapital erzeugt wird.

Die (NB. selbstverständliche) „Lösung“ ist nun diese: ungleiche Profitraten müfsten entstehen, wenn die Waren zu ihren Werten verkauft würden; dieses aber ist nicht der Fall: während nämlich ein Teil der Waren, diejenigen mit Kapitalien von höherer als der durchschnittlichen Zusammensetzung produzierten über ihrem Werte verkauft werden, wird in demselben Verhältnis ein anderer Teil, den Kapitalien mit unterdurchschnittlicher Zusammensetzung erzeugt haben, unter seinem Werte abgesetzt. So ergiebt sich eine Durchschittsprofitrate wie folgende hypothetische Tabelle veranschaulicht $\left(\frac{m}{v} = 100 \text{ pCt.}\right)$.

Kapitale	Mehrwert	Verbrauchtes c	Wert der Waren	Kostpreis der Waren	Preis der Waren	Profitrate	Abweichung des Preises vom Wert
I. 80c + 20v	20	50	90	70	92	22 pCt.	+ 2
II. 70c + 30v	30	51	111	81	103	22 „	— 8
III. 60c + 40v	40	51	131	91	113	22 „	—18
IV. 85c + 15v	15	40	40	55	77	22 „	+ 7
V. 95c + 5v	5	10	20	15	37	22 „	+17

„Die Preise, die dadurch entstehen, dass der Durchschnitt der verschiedenen Profitraten der verschiedenen Produktions-

sphären gezogen und dieser Durchschnitt den Kostpreisen der verschiedenen Produktionssphären zugesetzt wird, sind die Produktionspreise" (S. 135). Der Produktionspreis ist der natural price bei Ad. Smith, der price of production bei Ricardo der prix nécessaire der Physiokraten (S. 178). Die Ausgleichung der „ursprünglich" sehr verschiedenen Profitraten wird aber bewirkt durch die Konkurrenz (136).

„Obgleich daher die Kapitalisten der verschiedenen Produktionssphären beim Verkauf ihrer Waaren die in der Produktion dieser Waren verbrauchten Kapitalwerte zurückziehen, so lösen sie nicht den in ihrer eigenen Sphäre bei der Produktion dieser Waren produzierten Mehrwert und daher Profit ein, sondern nur soviel Mehrwert und daher Profit, als vom Gesamtmehrwert oder Gesamtprofit, der vom Gesamtkapital der Gesellschaft in allen Produktionssphären zusammengenommen, in einem gegebenen Zeitabschnitt produziert wird, bei gleicher Verteilung auf jeden aliquoten Teil des Gesamtkapitals fällt. . . . Die verschiedenen Kapitalisten verhalten sich hier, soweit der Profit in Betracht kommt, als blosse Aktionäre einer Aktiengesellschaft, worin die Anteile am Profit gleichmäfsig pro 100 verteilt werden und daher für die verschiedenen Kapitalisten sich nur unterscheiden nach der Gröfse des von jedem in das Gesamtunternehmen gesteckten Kapitals, nach seiner verhältnismäfsigen Beteiligung am Gesamtunternehmen, nach der Zahl seiner Aktien." (136/137). Gesamtprofit und Gesamtmehrwert sind also identisch (140); der Durchschnittsprofit ist somit nichts anderes als „die Gesamtmasse des Mehrwerts verteilt auf die Kapitalmassen in jeder Produktionssphäre nach Verhältnis ihrer Gröfsen" (153).

Die „schwierige Frage" nun (153): wie diese Ausgleichung der Profite zur allgemeinen Profitrate vorgeht, soll das 10. Kapitel beantworten.

Marx nimmt hier als Ausgangspunkt einen Zustand des Warentausches, in dem keine kapitalistische Produktion herrscht. Hier würden, unter bestimmten Voraussetzungen (156), die Waren sich im Verhältnis ihrer Werte austauschen; und zwar für den Normalfall, dafs Angebot und Nachfrage sich decken, je zu ihrem Marktwerte, d. h. dem individuellen Wert der unter den durchschnittlichen Bedingungen einer bestimmten Produktionssphäre produzierten Waaren (157 f.). Die Erörterungen über die Bildung des Marktwertes, dem in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung der Marktproduktionspreis entspricht und der infolge einer Verände-

rung zwischen Angebot und Nachfrage davon abweichenden Marktpreise enthalten aber für die Lösung der aufgeworfenen Frage selbst nur wenig; sie bereiten sie lediglich vor.

Für die Lösung sind vielmehr, soviel ich sehe, nur die Seiten 175—178 anzuziehen. Und die eigentliche Antwort wird in den folgenden Sätzen gegeben: „Werden die Waren . . . zu ihren Werten verkauft, so entstehen . . . sehr verschiedene Profitraten . . . Das Kapital entzieht sich aber einer Sphäre mit niedriger Profitrate und wirft sich auf die andere, die höheren Profit abwirft. Durch diese beständige Aus- und Einwanderung, mit einem Wort durch seine Verteilung zwischen den verschiedenen Sphären, je nachdem dort die Profitrate sinkt, hier steigt, bewirkt es solches Verhältnis der Zufuhr zur Nachfrage, dafs der Durchschnittsprofit in den verschiedenen Produktionssphären derselbe wird und daher die Werte sich in Produktionspreise verwandeln“ (175/76; vgl. dazu noch 187).

In diesen Ausführungen sind Unklarheiten, auf die ich in meiner Kritik zu sprechen kommen werde.

Der dritte Abschnitt (S. 191—249) entwickelt in glänzendster Weise das „Gesetz des tendentiellen Falls der Profitrate“, das sich aus der Wert- und Mehrwertlehre als eine selbstverständliche Konsequenz ergiebt. „Die progressive Tendenz der allgemeinen Profitrate zum Sinken ist . . . nur ein der kapitalistischen Produktionsweise eigentümlicher Ausdruck für die fortschreitende Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit“ (193); denn diese Entwicklung stellt sich kapitalistisch dar, als eine fortschreitende relative Abnahme des variablen Kapitals im Verhältnis zum konstanten und damit zum Gesamtkapital: dieselbe Rate des Mehrwerts mufs sich infolgedessen in einer fallenden Profitrate ausdrücken.

Dafs mit dem Fall der Profitrate eine Zunahme der Profitmasse verbunden sein kann, ist einleuchtend; Marx unternimmt den Nachweis, dafs sie in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung damit verbunden sein müsse: dieweil deren ganze Entwicklung auf Akkumulation hindränge, damit aber auch auf Vermehrung der Arbeiter, also der Masse der angewandten und entsprechend unbezahlten Arbeit: S. 198, 199. „Dieselbe Entwicklung der Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit, dieselben Gesetze, welche im relativen Fall des variablen Kapitals gegen das Gesamtkapital und der damit beschleunigten Akkumulation sich darstellen . . . dieselbe Entwicklung drückt sich, von zeitweiligen Schwankungen

abgesehen, aus in der stetigen Zunahme der angewandten Gesamtarbeitskraft, im steigenden Wachstum der absoluten Masse des Mehrwerts und daher des Profits“ (200).

Wenn man, sagt Marx, die enorme Entwicklung der Produktivkräfte der gesellschaftlichen Arbeit selbst nur in den letzten 30 Jahren betrachtet, so kann man sich nur darüber wundern, dafs der Fall der Profitrate nicht viel grösser und rascher ist. Man wird, um sich dieses Phänomen zu erklären, zu der Annahme gedrängt, dafs entgegenwirkende Einflüsse im Spiel seien, welche die Wirkung des allgemeinen Gesetzes durchkreuzen und aufheben. Eine Reihe solcher „entgegenwirkenden Ursachen“ zählt dann Marx im 14. Kapitel auf.

Aber die wichtigen Schlufsfolgerungen für die Theorie der ökonomischen Entwicklung werden aus dem Profitratengesetz erst in dem bedeutsamen 15. Kapitel gezogen, das von der „Entfaltung der inneren Widersprüche des Gesetzes“ handelt. Hier treffen wir neben alten Bekannten vom Anti-Dühring her, wo Engels einen Teil der hier entwickelten Gedanken antizipiert, z. T. doch ganz neue Raisonnements, die auf die Entwicklungstheorie nicht ohne bestimmenden Einflufs sind. Die Profitrate wird jetzt als treibende Kraft in den Mittelpunkt der Theorie gestellt (241), durch deren Wirksamkeit die kapitalistische Produktionsweise ihrem Ende zugetrieben wird. Wenn also auch der Grundgedanke der Evolutionstheorie (vgl. die Formulierung S. 231/32, 240) derselbe geblieben ist: die z. T. neuen Einzelheiten bedürfen um verständlich zu werden, einer eingehenderen Darlegung und Würdigung als sie hier geboten werden kann.

Von hervorragender Bedeutung für das Verständnis des ökonomischen Systems von Marx sind der ganze vierte und die ersten Kapitel des fünften Abschnitts.

Im vierten Abschnitt (S. 250—321) wird dargestellt die Verwandlung von Warenkapital und Geldkapital in Warenhandlungskapital und Geldhandlungskapital. Das Warenhandlungskapital ist nichts als die verwandelte Form eines Teils des beständig auf dem Markte befindlichen, in dem Prozess der Metamorphose befindlichen und stets von der Zirkulationssphäre umfangenen Zirkulationskapitals (251). Das Warenkapital wird zum Warenhandlungs- oder kommerziellen Kapital dadurch, dafs die Funktion des im Zirkulationsprozefs befindlichen Kapitals überhaupt als besondere Funktion eines besonderen Kapitals verselbständigt wird, sich fixiert, als eine durch die Teilung der Arbeit

einer besonderen Gattung von Kapitalisten zugewiesene Funktion (250). Welches die reinen Funktionen des Kapitals in der Zirkulationssphäre sind, wissen wir aus dem zweiten Bande. Es sind „die Operationen, die der industrielle Kapitalist vornehmen mufs, um erstens den Wert seiner Waren zu realisieren, und zweitens diesen Wert in die Produktionselemente der Waren zurückzuverwandeln, die Operationen zur Vermittlung der Metamorphose des Warenkapitals W^1—G—W, also Akte des Verkaufens und Kaufens" (264). Grund der Verselbständigung dieser Funktionen ist die Oekonomie des Zwischenhandels (259). Wichtig ist es nun, uns der Ergebnisse der Untersuchungen im zweiten Buche, die jetzt nur weiter ausgeführt werden, zu erinnern: dafs nämlich die reinen Funktionen des Kapitals in der Zirkulationssphäre (also abgesehen von den heterogenen Funktionen, wie Aufbewahren, Spedieren, Transportieren, Einteilen, die eine Fortsetzung des Produktionsprozesses in der Zirkulationssphäre sind) weder Wert noch Mehrwert erzeugen. Folglich schafft auch das Warenhandlungskapital weder Wert noch Mehrwert (264, 65). Da es aber, um sich zu betätigen, selbstverständlich auf den Durchschnittsprofit Anspruch erhebt, so kann der Mehrwert, der auf es in Form des Profites entfällt, nur ein Teil des von dem sogenannten produktiven Kapital erzeugten Mehrwerts sein. Diesen Mehrwert zieht das Kaufmannskapital in der Weise an sich, dafs es pro rata in die Bildung der Durchschnittsprofitrate mit dem übrigen Kapital eingeht (269). Das heifst: die Preise, wozu die industrielle Kapitalistenklasse die Waren verkauft, sind, wenn wir die Gesamtheit der Waren betrachten, kleiner als ihre Werte, so dafs sich nunmehr der wirkliche Wert oder Produktionspreis als $k + p + h$ (wo h der kommerzielle Profit ist) darstellt. Der Verkaufspreis des Kaufmanns steht so über dem Einkaufspreis, nicht weil jener über, sondern weil dieser unter dem Totalwert steht (270). Interessant nun ist die Konsequenz, die aus dieser Auffassung vom kommerziellen Profit für den Arbeitslohn der kaufmännischen Angestellten gezogen werden mufs: Dieser nämlich kann auch nichts anderes sein, als ein Teil vom Mehrwert, den das industrielle Kapital erzeugt hat. Denn so sehr auch der Kaufmann an seinen Arbeiten „verdienen" mag, Mehrwert produzieren sie ihm nicht, sondern helfen nur, einen Teil des Mehrwerts bergen, den die „produktiven" Arbeiter erzeugt haben (276f.). Ich halte es deshalb auch für irreführend, wenn Marx mit Bezug auf den kommerziellen Lohnarbeiter von

„variablem“ Kapital und „unbezahlter“ Arbeit spricht (278, 284). Die Ausdrücke müssen notwendig bei diesem einen vollständig andern Sinn annehmen als beim industriellen Lohnarbeiter, der Werte und Mehrwerte unmittelbar schafft.

Ganz analog wie das Warenhandlungskapital wird dann weiter (19. Kapitel) das Geldhandlungskapital dargestellt: das dadurch entsteht, dafs die rein technischen Bewegungen, die das Geld im Zirkulationsprozesse durchmacht, zur Funktion eines besonderen Kapitals verselbständigt werden.

Abgeschlossen wird der Abschnitt durch einen wirtschafthistorischen Rückblick auf die Entwickelung des Kaufmannskapitals: eine Skizze zwar blofs, in der vielerlei durch neuere Forschungen überholt ist, die aber doch noch reich genug an geistvollen Gedanken ist, um mit Vorteil und Nutzen von jedermann gelesen zu werden.

Von dem folgenden fünften Abschnitte, der von der Spaltung des Profits in Zins und Unternehmergewinn sowie vom zinstragenden Kapital handelt, dürfen vor allem noch die ersten Kapitel (21, 22, 23) unser lebhaftestes Interesse beanspruchen. Hier werden Zins- und Unternehmergewinn prinzipiell erörtert.

Die Zinstheorie quillt zwanglos aus der Mehrwert- und Profittheorie hervor. Zins ist ein Teil des Profits und zwar derjenige, den das fungierende Kapital an den Eigner des Kapitals bezahlt als Vergütung für die Ueberlassung des Gebrauchswerts Kapital, dessen nutzbringende Eigenschaft darin besteht, zur Gewinnung von Mehrwert dienen zu können (322, 323). Die „natürliche“ Rate des Zinsfufses wird durch Angebot und Nachfrage zwischen den beiden Sorten Kapitalisten reguliert (341, 355) und ist in ihrer Höhe durchaus durch kein Gesetz bestimmbar (347).

Was nach Bezahlung des Zinses vom Profit übrig bleibt, erscheint in qualitativer Bestimmtheit als Nettoprofit oder Unternehmergewinn, der nunmehr als das Ergebnis des Kapitals als Funktion gegenüber dem Zins als Produkt des Kapitals als Eigentum erscheint (365). In dem Profit kann dort, wo der Kapitalist selbst sein Unternehmen leitet, ein Teil als Arbeitslohn für Leitung und Oberaufsicht abgesondert werden (369), ein Betrag, der vollständig als Verwaltungslohn vom Profit getrennt erscheint, sowohl in den Kooperativfabriken der Arbeiter wie in den kapitalistischen Aktienunternehmungen. Es versteht sich, dafs diese Arbeit der Oberaufsicht und Leitung nur in dem

Umfange als produktive Arbeit angesehen werden kann, als sie in jeder kombinierten Produktionsweise verrichtet werden mufs, nicht, soweit sie bedingt ist durch die historische Form des kapitalistischen Produktionsprozesses als Verwertungsprozefs (369—376).

Der stattliche Rest des fünften Abschnitts (bis auf ein sehr lehrreiches Schlufskapitel wirtschaftshistorischen Inhalts) ist nun der Darstellung der Lehre von den Banken und vom Kredit gewidmet. Dafs er das Schmerzenskind in jeder Hinsicht sei, wurde von uns schon eingangs (S. 557) hervorgehoben. Ich bezweifele, dafs er viele Freunde in seiner ungefügen Gestalt gewinnen wird. Was den Systemtheoretiker an ihm etwa noch interessiert, sind Ausblicke auf die wirtschaftlichen Krisen, die er allerdings in ziemlich reichem Mafse, wenn auch vergraben unter massenhaftem Rohmaterial — seitenlangen Auszügen aus englischen Bankenquêten der 40er Jahre — enthält. Das übrige mag der Geld- und Kredit-Spezialist nachprüfen. Für unsern Zweck, der im wesentlichen darin besteht, die im dritten Bande zusammenlaufenden Fäden des Marx'schen Systems richtig aufzunehmen und zu ordnen, können wir ohne Schaden auf eine Wiedergabe dieses Teiles verzichten und uns auf die Angabe beschränken, dafs er nicht weniger als 11 Kapitel umfafst und die Seiten 386—448 der ersten, sowie die Seiten 1—132 der zweiten Hälfte des dritten Bandes anfüllt.

Der sechste Abschnitt (III II, 153—348) bringt uns die Lehre von der Grundrente („Verwandlung von Surplusprofit in Grundrente"). Dafs die Voraussetzung für die Analyse auch hier rein kapitalistische Gestaltung ist, versteht sich; es gilt, „die bestimmten Produktions- und Verkehrsverhältnisse zu betrachten, die aus der Anlage des Kapitals in der Landwirtschaft entspringen" (154). Grundrente wird schlechtweg als die „selbstständige, spezifisch-ökonomische Form des Grundeigentums auf Basis der kapitalistischen Produktionsweise" bezeichnet (164). „Das Eigentümliche ist, dafs mit den Bedingungen, worin sich die Agrikulturprodukte als Werte (Waren) entwickeln und mit den Bedingungen der Realisation ihrer Werte auch die Macht des Grundeigentums sich entwickelt, einen wachsenden Teil dieser ohne sein Zuthun geschaffenen Werte sich anzueignen, ein wachsender Teil des Mehrwerts sich in Grundrente verwandelt" (179). Marx unterscheidet Differentialgrundrente und absolute Grundrente. Differentialrente ist ein Surplusprofit, der

durch den Ueberschufs des allgemeinen Produktionspreises der Waren über ihren individuellen Produktionspreis entsteht (181), sich jedoch dadurch von andern Surplusprofiten unterscheidet, dafs er nicht aus dem Kapital als solchem, sondern aus der Verfügung über eine vom Kapital trennbare, monopolisierbare, in ihrem Umfange beschränkte Naturkraft entspringt (186). Die Differentialrente erscheint in zwiefacher Form: als Rente von Kapitalanlagen auf fruchtbarerem Boden gegenüber weniger fruchtbarem Boden und als Rente vom produktiver angelegten Kapital auf Boden gegebener Fruchtbarkeit. (Differentialrente I und II).

Obwohl Marx in seiner Differential-Grundrententheorie mehr als in anderen Partien seines Systems einen grofsen Bestand an Gedanken von den Klassikern übernimmt, erscheint seine Lehre doch keineswegs als eine blofse Umschreibung der klassischen Grundrententheorie. Abgesehen davon, dafs er sie in ihren Einzelheiten von der Zentralsonne seines Systems bescheinen läfst: auch in der Weiterführung der überkommenen Gedankengänge scheint er mir nicht Unbeträchtliches zu leisten. Wenn ich zusammenfassen soll, worin ich einen wesentlichen Fortschritt gegenüber Ricardo und seinen Nachfolgern erblicke, ist es dieses: bedeutsam ist einmal der Versuch einer quantitativen Erfassung und Bestimmung der Rentenmasse, des „Rentals“, die darauf begründete Ableitung einer Rentrate und dergl. (vgl. S. 207); vor allem aber der genauere Nachweis der gegenseitigen Abhängigkeit und Bedingtheit der Differentialrenten I und II von und durcheinander (vgl. z. B. S. 220). Das im einzelnen hier zu verfolgen, ist nicht die Aufgabe dieses Resumés.

Dafs Marx, ebenso wie Rodbertus, dessen „bedeutende Schrift über die Rente“ er anerkennend hervorhebt (311), zur Annahme einer „absoluten Grundrente“, d. h. einer Rente von der schlechtesten Bodenklasse auf Grund seiner allgemeinen ökonomischen Theorie gelangen würde, konnte von vornherein nicht zweifelhaft sein: die Basierung der Gestaltung des Wirtschaftslebens auf die historisch begründeten sozialen Machtverhältnisse mufs notwendig zu dieser Schlufsfolgerung führen. „Das blofse juristische Eigentum am Boden schafft dem Eigentümer keine Grundrente. Wohl aber giebt es ihm die Macht, seinen Boden so lange der Exploitation zu entziehen, bis die ökonomischen Verhältnisse eine Verwertung desselben erlauben, die ihm einen Ueberschufs abwirft, sei es, dafs der Boden zur eigentlichen Agrikultur verwandt werde, sei es zu andern Produktions-

zwecken, wie Bauten etc. Er kann die absolute Quantität dieses Beschäftigungsfeldes nicht vermehren oder vermindern, wohl aber seine auf dem Markt befindliche Quantität" (289/290). Das Grundeigentum stellt sich als „Barriere" dar, an der ein „Zoll" für jede neue Kapitalanlage auf bisher unbebautem oder unverpachtetem Boden erhoben wird (295).

Um schliefslich die Grundrente in das System von Marx einzugliedern: jede normale Grundrente kann nur ein Bestandteil des vom agrikolen Kapital produzierten Mehrwerts sein. Wo sie also nicht, wie die Differentialrente aus der Differenz zwischen Markt-Produktionspreis und individuellem Wert der Ware erwächst, kann sie — also als absolute Grundrente — nur aus der Differenz zwischen der höheren Profitrate in der Sphäre der agrikolen Produktion überhaupt und der allgemeinen Profitrate erklärt werden (297).

Der letzte, siebente Abschnitt unseres Werkes (349—422), der sich betitelt „Die Revenuen und ihre Quellen", der also der „Lehre von der Verteilung" in der Say'schen Systematik entspricht, kann der ganzen Anlage des „Kapitals" nach nur polemischen Inhalts sein: die „Verteilung" des gesellschaftlichen Produkts ist positiv von Marx im Zusammenhange mit der Lehre von der Produktion und Zirkulation zur Darstellung gebracht.

So wendet er sich zunächst im 48. Kapitel gegen die Ungereimtheit des von ihm als „trinitarische Formel" bezeichneten, üblichen Verteilungsschemas: Kapital — Zins, Boden — Grundrente, Arbeit — Arbeitslohn. Wohl hat es einen Sinn, meint er, Kapital, Boden und Arbeit als Anrechtstitel auf Anteile am Nationaleinkommen anzusehen, behandelt man sie jedoch, wie es häufig geschieht, als Quellen des jährlich disponiblen Reichtums, so begeht man zunächst den Fehler, ganz disparate Dinge einander gleich zu setzen; die angeblichen Quellen verhalten sich zu einander etwa wie Notariatsgebühren, rote Rüben und Musik. Sodann verfällt man dem weiteren Irrtum, statt die lebendige Produktivkraft bestimmte Dinge oder gesellschaftliche Produktionsverhältnisse als Reichtumsquellen anzusprechen (349 f.). So polemisiert das 49. Kapitel gegen den seit Adam Smith nicht wieder verschwundenen Lapsus, die Warenpreise in Grundrente, Profit und Arbeitslohn als ihre Bestandteile aufzulösen; das 50. Kapitel sucht die Theorie von der preisbildenden Eigenschaft der Grundrente, des Profits und Arbeitslohns zu widerlegen, das 51. Kapitel enthält Aperçus über den historisch bedingten Charakter der kapi-

talistischen Produktions- und Distributionsweise; das 52. Kapitel endlich betitelt sich „Die Klassen“. . . Es umfafst nur zwei Seiten, dann folgt der Schlufsvermerk von Engels: „Hier bricht das Manuskript ab.“ Wie vieles hätte man noch erfahren mögen! So wie es dasteht, ist das „Kapital“ doch nur ein mächtiger Torso. Nicht nur weil das Manuskript abbricht; auch das vorhergehende, wissen wir, ist nicht das letzte Wort, das Marx zu sprechen hatte. Zumal der letzte Abschnitt, der offenbar noch einmal in mächtigen Strichen die Grundzüge des Systems zu zeichnen berufen war, macht einen müden Eindruck: er läfst die Abnahme der gewaltigen Kraft des Verfassers nur allzu deutlich verspüren. . .

Es hat etwas wehmütiges für alle Bewunderer dieses Genius: hier so mit Händen greifen zu können, wie ein grofser Geist vorzeitig langsam zur Rüste ging. . .

III.

Haben wir so einen Ueberblick gewonnen über den Inhalt des dritten Bandes, so ist die nächste Frage, die sich uns aufdrängt, diese: was bedeutet, was leistet dieser neue Teil für das Marx'sche System? Wie aus unserem Resumé schon hervorgegangen ist, werden sämtliche Seiten dieses Systems im dritten Band berührt. Was sich jedoch ganz naturgemäfs in den Vordergrund unseres Interesses drängt, ist die Kernfrage des ökonomischen Systems von Karl Marx: die Wert- und Mehrwert-, somit auch Kapitaltheorie. Sie sollte im dritten Bande ihren Abschlufs finden und auf die Ausführungen dieses Teils wurden alle diejenigen vertröstet, die ihre Bedenken gegenüber den Darlegungen, insbesondere des ersten Buches nicht unterdrücken konnten.

Es ist bekannt, dafs man — neben vielen anderen Einwänden gegen die Marx'sche Kapitaltheorie — als den gewichtigsten den geltend machte: sie lasse die Thatsache eines gleichen Kapitalprofits unerklärt, weil sie als einzig mehrwertbildend einen in den verschiedenen Kapitalen verhältnismäfsig ungleich grofsen Bestandteil, das variable Kapital ansehe. Löst nun das dritte Buch dieses sog. Rätsel? und wird damit der Haupteinwand gegen die Marx'sche Kapitaltheorie hinweggeräumt?

Ich glaube nun, dafs der dritte Band bei der Mehrzahl der Leser eine und dieselbe Wirkung hervorbringen wird, die schon die Antworten des Kandidaten Jobses auf das hohe Prüfungskollegium ausübten: ein allgemeines Schütteln des Kopfes!

Was vernehmen wir denn in den beiden ersten Abschnitten? Um es mit einem Wort zu sagen: eine komplete **Produktionskosten- und Profittheorie**, zwar mit ein wenig anderen Worten, als man es sonst zu hören gewohnt ist, aber doch in einer Gedankenfügung, die der traditionellen nicht gänzlich entgegengesetzt ist.

Was soll das **neben** der Werttheorie? Bedeutet das einen Rückzug des Verfassers? Bedeutet es eine Inkonsequenz im System? oder was? Zumal diejenigen Marxinterpreten die schon in der Wert- und Mehrwertlehre des ersten Buches nur eine verschleierte — Produktionskostentheorie (!), eine „Variante der Kostentheorie" glaubten erblicken zu sollen, werden sich über diese seltsamen Abschnitte des dritten Bandes nicht genug verwundern können. Die meisten aber werden die „Lösung" des „Durchschnittprofitratenrätsels", wie sie nun gegeben wird, gar nicht als eine „Lösung" zu betrachten geneigt sein: sie werden meinen, der Knoten sei durchhauen, aber keineswegs gelöst. Denn wenn nun plötzlich aus der Versenkung eine „ganz gewöhnliche" Produktionskostentheorie auftauchte, dann bedeute das eben, dafs die berühmte Wertlehre unter den Tisch gefallen sei. Denn wenn ich schliesslich doch zu den Produktionskosten komme, um den Profit zu erklären: wozu dann der ganze schwerfällige Apparat der Wert- und Mehrwerttheorie?

Andere wiederum werden anders urteilen. Sie werden in den Ausführungen des dritten Bandes etwas ganz selbstverständliches erblicken, das gar nicht anders hätte sein können, nachdem einmal die vorhergehenden Bücher geschrieben waren. Für sie freilich hat auch nie ein „Rätsel" irgend welcher Art bestanden.

Woher diese auffallende Verschiedenheit des Urteils? Mir scheint sie begründet zu sein in der verschiedenen Auffassung vom Wert und Mehrwert bei Marx. Die ganze „Rätselhaftigkeit" hat ihren Ursprung in der Unklarheit, die noch heute fast allgemein über den Marx'schen Begriff des Wertes und Mehrwertes herrscht.[1])

---

[1]) Wenn Böhm-Bawerk als Ergebnifs der bisherigen Marx-Kritik neuerdings wieder (Hdw. St. VI, 688) bezeichnet, dafs die Marx'sche **Werttheorie** „**vor der gelehrten Welt wohl endgiltig als unzulänglich erwiesen**" ist, so kann ich dem hochgeschätzten Gelehrten hierin nicht beipflichten. Die Behauptung Böhm's kann schon deshalb nicht richtig sein, weil meines Wissens die Marx'sche Werttheorie **überhaupt noch nicht Gegenstand der Dis-**

Wir werden daher nur dann zu einer sachgemäfsen Würdigung der nun im dritten Bande zu Ende geführten Untersuchungen über das Kapital gelangen, wenn wir zuvor uns Gewifsheit darüber geschafft haben: welche Bedeutung hat der Wert in dem ökonomischen System von Marx.

Zunächst ist dieses klar: was im ersten Buche nur gelegentlich angedeutet war, nun aber im dritten Buche oft und ausdrücklich ausgesprochen wird: der Wert tritt in dem Austauschverhältnis der kapitalistisch-produzierten Waren nicht in die Erscheinung. Er bezeichnet nicht etwa den Punkt, um den die Marktpreise schwanken, nach dem sie gravitieren; auch die „Durchschnittspreise" entsprechen keineswegs den Werten. Es ist vielmehr gerade das charakteristische Merkmal der kapitalistischen Produktionsweise, dafs sich die Waren der Regel nach nicht zu ihren Werten austauschen, d. h. im Verhältnis der in ihnen enthaltenen Arbeitsmengen, dafs es vielmehr reiner Zufall ist, wenn die Preise den Werten äquivalent sind. Die im „normalen" Preise für eine Ware hingegebene Geldmenge repräsentiert also durchgängig ein anderes Wert-(Arbeits-)quantum als das in der Ware enthaltene. Es ist daher auch möglich und kommt oft genug vor, dafs ein Preis, somit ein in Geld ausgedrücktes Wertquantum für Dinge hingegeben wird, die überhaupt keinen Wert haben, d. h. solche Dinge, die keine Arbeit gekostet haben, wie der Boden, oder doch nicht durch Arbeit reproduziert werden können, wie Altertümer, Kunstwerke bestimmter Meister etc. (III II, 173, 183, 188).

Weiter: der Wert lebt nicht in dem Bewufstsein der kapitalistischen Produktionsagenten: er leitet also keineswegs das Kalkül des Kapitalisten. Er spielt aber ebensowenig eine Rolle etwa als Distributionsfaktor bei der Aufteilung des gesellschaftlichen Jahresprodukts. Er ist auch keineswegs eine Bewufstseinsthatsache der Warenkäufer und Verkäufer. Er ist also mit einem Wort keine „Bedingung wirtschaftlicher Thätigkeit", um mich der von Gerlach gut gewählten Ausdrucksweise zu bedienen. Ja, wenn der „Wert" somit in der Erscheinungswelt des kapitalistisch gestalteten Wirtschafts-

---

kussion gewesen ist, sondern immer nur irgend ein Phantom, das sich der betreffende Kritiker vorgestellt hatte. Es wäre mir eine besondere Genugtuung, wenn gerade Böhm seine oben angeführte Ansicht nach Lektüre dieser Studie modifizierte. Die Marx'sche Theorie mag widerlegbar sein, aber widerlegt ist sie nicht.

lebens keine Existenz hat, so hat er überhaupt keine Existenz? Diese Schlufsfolgerung wäre übereilt. Es bleibt offenbar noch eine Zufluchtsstätte für den gescheuchten Wert: das Denken des ökonomischen Theoretikers. In der That: will man ein Schlagwort zur Charakteristik des Marx'schen Wertes haben, so ist es dieses: sein Wert ist keine empirische, sondern eine gedankliche Thatsache.

Aber damit sind wir noch lange nicht am Ende unserer Untersuchungen. Einstweilen noch ganz von der Frage abstrahiert: welchen Wert hat dieser Wert? — es ist noch die genauere Bestimmung jener nur formalen Charakterisierung notwendig.

Zunächst also: der Wertbegriff ist ein Hülfsmittel unseres Denkens, dessen wir uns bedienen, um die Phänomene des Wirtschaftslebens uns verständlich zu machen, er ist eine logische[1]) Thatsache. Was hier die Wertvorstellung leistet ist dieses: uns die als Gebrauchsgüter qualitativ verschiedenen Waren in quantitativer Bestimmtheit erscheinen zu lassen. Es ist klar, dafs ich dieses Postulat erfülle, damit, dafs ich Käse, Seide und Stiefelwichse als Nur-Produkte abstrakt menschlicher Arbeit denke, und sie als Arbeitsmengen, deren Gröfse durch das in ihnen enthaltene dritte, in Zeitlängen mefsbare Gleiche bestimmt wird, nur quantitativ auf einander beziehe.[2]) Aehnlich hat sich schon Konrad Schmidt („Neue Zeit", XI, I, 72) über die Bedeutung des Marx'schen Werts geäufsert: „Dieser Wertbegriff ist ...... für unser Denken unentbehrlich, wenn es die qualitativ verschiedenen Waren als kommensurable Gröfsen, als welche sie sich im Austauschprozesse bethätigen (?), erkennen will." Schmidt scheint mir jedoch die Wertvorstellung auch in das Bewufstsein der Tauschenden legen zu wollen, wenn er dann fortfährt: „Nur als Gallerte in sich gleicher, abstrakt menschlicher Arbeitszeit erscheinen die Waren selbst als vergleichbar, nur so begreift es sich, dafs sie beim

---

[1]) Ich gebrauche diesen Terminus der Kürze wegen, obwohl ich mir seiner Mehrdeutigkeit im philosophischen Sprachgebrauch durchaus bewusst bin.

[2]) Marx selbst spricht nirgends klipp und klar aus, dafs er den Wert so verstanden wissen wollte. Zahlreiche Stellen jedoch, an denen er den Wert als notwendiges Requisit der ökonomischen Wissenschaft bezeichnet, an denen er mittelst des Wertes Warenmengen „gemessen" werden läfst etc., deuten darauf hin, dafs er den Wert in obigem Sinne verstanden wissen wollte. Ich verweise aus dem neuen Bande auf die Stellen III I, 313, 314; III II, 315, 376 f., 394 f.

Austauschprozefs in gewissen Proportionen einander gleichgesetzt werden können."

Will das besagen, dafs die Wertvorstellung bei den Tauschenden vorausgesetzt werden mufs, um den Vollzug des Tauschaktes zu erklären? Dann würde der Wert allerdings zu einer „Bedingung wirtschaftlicher Thätigkeit". Während es zuvor den Anschein hat, als wolle Schmidt den Wertbegriff lediglich als „Bedingung wirtschaftlichen Denkens" (ich wähle diese etwas inkorrekte Wendung, um den antithetischen Charakter zu dem Gerlach'schen Ausdruck deutlicher hervortreten zu lassen) aufgefafst wissen.

Es genügte aber seiner Zeit dieser verdienstliche, wenn auch noch nicht völlig klare Hinweis Schmidt's auf die Bedeutung des Werts bei Marx, um eine sehr lesenswerte Entgegnung aus der Feder Hugo Landé's hervorzurufen (a. a. O. S. 588), in der mit Entrüstung die Schmidt'sche Deutung des Werts zurückgewiesen wird mit den Worten (S. 591): „Das Wertgesetz ist nicht, wie Schmidt zu meinen scheint, ein Gesetz unseres Denkens, für dieses unentbehrlich, um uns die qualitativ verschiedenen Waren als kommensurable Gröfsen erscheinen zu lassen. Das Wertgesetz ist vielmehr sehr realer Natur, es ist ein Naturgesetz menschlichen Handelns, es ist nichts anderes als eine Seite des Gesetzes der Konkurrenz" u. s. w. So sehr anfechtbar die weiteren Ausführungen Landé's a. a. O. sind und den jetzt im dritten Bande des „Kapitals" entwickelten Gedanken viel weniger sich annähern als die Schmidt'schen: darin hat Landé Schmidt gegenüber entschieden Recht, dafs das „Wertgesetz" im Marx'schen System durchaus die Rolle eines „Naturgesetzes" (in dem bekannten Marx'schen Sinne) wenn auch nicht gerade eines Naturgesetzes menschlichen Handelns spielt. Man vergleiche die folgenden Stellen (ich zitiere absichtlich nur aus dem dritten Bande):

III I, 156 . . „Das Wertgesetz beherrscht ihre (sc. der Preise) Bewegung." 188 . . „Werte, die hinter den Produktionspreisen stehen und sie in letzter Instanz bestimmen." . . III II 417 . . „als . . Naturgesetz wirkt hier das Gesetz des Wertes . . ." und dazu III I, 297, 298, III II, 364, 396f., 404, 405.

Besteht nun nicht ein unversöhnlicher Widerspruch zwischen diesen beiden Behauptungen: dafs der „Wert" bei Marx nur ein „Hülfsmittel des Denkens" sei und das „Wertgesetz" als „Naturgesetz" das gesamte wirtschaftliche Dasein des Menschen in letzter Instanz beherrsche? Ich glaube nicht.

Sehen wir uns den „Wertbegriff" näher an. Er besteht darin, dafs wir uns die Waren in quantitativer Bestimmtheit und Beziehung zu einander vorstellen. Aber etwa als Körper, die schwer sind? Nein, sondern als Arbeitsprodukte: das aber ist nun keineswegs gleichgültig, dass wir unserer Wertvorstellung gerade diesen Inhalt geben. Denn wir konstatieren damit, dafs wir die Waren als Produkte gesellschaftlicher Arbeit ansehen, die ökonomisch objektiv relevanteste Thatsache in ihnen. Offenbar ist das wirtschaftliche Dasein der Menschen, ist ihre materielle Kultur bedingt durch das Quantum wirtschaftlicher Güter, über die sie in einem gegebenen Zeitraume zu verfügen vermögen, dieses aber wiederum ist, von allen Nebenumständen abgesehen, die Naturbedingungen gleichgesetzt,[1]) in der Hauptsache von der Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit abhängig. Diese nun ist zunächst nur eine technische Thatsache und somit qualitativ und quantitativ bestimmt: sie äufsert sich darin, dafs eine besonders geartete, d. h. konkrete und individuelle Arbeit eine Menge qualitativ bestimmter Gebrauchsgüter in gegebener Zeit zu erzeugen vermag. Mittels der Wertvorstellung nun lösche ich die qualitative Unterschiedlichkeit in der produktiven Arbeit aus. Indem ich also die Waren als Verkörperung unterschiedloser, abstrakt gesellschaftlicher Arbeit denke,[2]) thue ich nichts anderes als den technischen Begriff der Produktivität oder Produktivkraft in eine adäquate ökonomische Form zu kleiden und ihn damit für ökonomisches Denken verwendbar zu machen. Der Wertbegriff in materieller Bestimmtheit bei Marx ist nichts anderes als der ökonomische Ausdruck für die Thatsache der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit als Grundlage des wirtschaftlichen Daseins.

Und nun das „Wertgesetz"? Dieses in formaler Bestimmtheit lautet: Der Wert der Ware beherrscht die wirtschaftlichen Vorgänge — sc. in einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung — „in letzter Instanz".

Setzen wir für den Wert die eben gefundene Begriffsbestim-

---

[1]) Marx unterscheidet die „naturwüchsige" Produktivität von der gesellschaftlichen Produktivkraft (vgl. III II, 172, 300). Nur letztere kommt als Inhalt der Wertvorstellung in Betracht.

[2]) „Wenn wir die Arbeit als wertbildend fixieren (!), betrachten wir sie nicht in ihrer konkreten Gestalt als Produktionsbedingung, sondern in ihrer gesellschaftlichen Bestimmtheit" (III II, 358/59).

mung ein, so hat das Wertgesetz als Gesetz der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ganz allgemein diesen Inhalt: Der Wert der Waren ist die spezifisch historische Form, in der sich die in letzter Instanz alle wirtschaftlichen Vorgänge beherrschende gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit bestimmend durchsetzt. Der Grad der gesellschaftlichen Produktivität der Arbeit, ihre Veränderung etc. ist es, was ohne dafs es dem Produktionsagenten oder irgend einem wirtschaftenden Individuum zum Bewufstsein kommt, über die Preise, über die Mehrwertrate, kurz über die gesamte Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens am letzten Ende „entscheidet", d. h. der individuellen Willkür feste Grenzen setzt. Man wird das Marxsche System nur dann richtig verstehen, wenn man einsieht, dafs in seinem Mittelpunkt der Begriff der Produktivität steht, der seinen ökonomischen Ausdruck in dem Wertbegriffe findet.[1])

So scheinen mir die in Schmidt und Landé verkörperten Gegensätze ihren Ausgleich gefunden zu haben. Der „Wertbegriff" ist allerdings ein Hülfsmittel des Denkens. Dadurch aber, dafs ich zum Gegenstand des Wertes die objektive, für das Wirtschaftsleben ausschlaggebende Thatsache — die Produktivkraft der Arbeit in gesellschaftlicher Bestimmtheit — mache, wird das „Wertgesetz" thatsächlich zu einem das gesamte Wirtschaftsleben beherrschenden „Gesetz", oder vielleicht korrekter „regulierenden Prinzip". Die Bedeutung der Marxschen Wertlehre würde also darin zu suchen sein: dafs sie für eine die wirtschaftliche Existenz der menschlichen Gesellschaft objektiv beherrschende technische Thatsache den adäquaten ökonomischen Ausdruck gefunden hat.

So löst sich auch der scheinbare Widerspruch im Marxschen System, dafs der „Wert der Ware" nirgends in die Erscheinung tritt, noch irgendwo im Bewufstsein der wirtschaftenden Individuen sich vorfindet und doch die wirtschaftlichen Vorgänge am letzten Ende regelt und beherrscht. Wir „erfahren" nichts vom

---

[1]) Es dürfte aus unseren Ausführungen hervorgehen, dafs hier die „Arbeitswerttheorie" einen absolut anderen Sinn hat als in der üblichen Auffassung, z. B. bei Dietzel, Die klassische Werttheorie etc. (Jahrbücher f. N.-Oek., N- F., XX, 561 f.), wo die Arbeit zum Inhalt der Wertvorstellung gemacht wird, weil uns der Arbeitsaufwand das Gut „wert" macht und wir es im Verhältnis zum Quantum der aufgewandten Arbeit schätzen. Das ist die subjektivistische Arbeitswertheorie, die auf Adam Smith zurückführt, keineswegs auf Ricardo, auf den sich Dietzel m. E. irrtümlich beruft.

Wert; er vollzieht seine Wirksamkeit „geheim“ (III II, 404); er ist die „verborgene Ursache“ (III II, 405); das „Gesetz des Wertes“ ist ein „inneres“ Gesetz (III II, 417) u. s. f.

Fassen wir so den Wertbegriff und das Wertgesetz bei Marx, so werden wir das Wesen des Mehrwerts mühelos verstehen können. Notwendig für das Verständnis ist nur, dafs wir uns auf den Standpunkt einer wirtschaftenden Gesellschaft stellen. Ausgangspunkt ist die gesellschaftliche Arbeitszeit, „das Quantum Arbeit, worüber die Gesellschaft überhaupt zu verfügen hat“ (III II, 418). Dieses findet seinen Ausdruck in einem bestimmten Quantum Produkt, das einen bestimmten Wert darstellt.[1]) Mehrwert ist nun in formaler Bestimmtheit der Wert desjenigen Produktenquantums, das einen Ueberschufs über den andern irgendwie fixierten (Rest) Teil des gesellschaftlichen Produktes bildet: Vergegenständlichung der „Mehrarbeit“ der Gesellschaft. „Mehrarbeit“ würde nun z. B. auch in einer sozialistischen Gesellschaft geleistet werden müssen: als „Arbeit über das Mafs der gegebenen Bedürfnisse hinaus“ (III II, 354); sie wäre erheischt „durch die Assekuranz gegen Zufälle, durch die notwendige, der Entwicklung der Bedürfnisse und dem Fortschritt der Bevölkerung entsprechende, progressive Ausdehnung des Produktionsprozesses“ (ebenda).

Die Eigenart der kapitalistischen Wirtschaftsordnung besteht nur darin, dafs ein bestimmtes Quantum der gesellschaftlichen Arbeit vom Kapital angeeignet wird: dieses vom Kapital angeeignete Quantum gesellschaftlicher Arbeit ist im kapitalistischen Sinne die Gesamtmehrarbeit, der Mehrwert (vgl. z. B. III II, 146). Es fragt sich nur: ist dieses angeeignete Quantum gesellschaftlicher Arbeit quantitativ bestimmbar? Marx antwortet ja: es ist alle überschiefsende Arbeit über die zur Erhaltung und Reproduktion der Arbeitskraft notwendige Arbeit (z. B. III II, 356). Der Wert des gesellschaftlichen Gesamtprodukts teilt sich also in zwei Hälften: der eine Teil stellt sich in demjenigen Produktenquantum dar, das zur Erhaltung etc. der produktiven Arbeiter notwendig ist, der andere im Rest der Produkte, den sich die Kapitalisten-

[1]) Dafs der jährliche Produktenwert thatsächlich gröfser ist als das jährliche Wertprodukt, weil er vergangene Arbeit mitenthält, kann hier aufser Betracht bleiben. Um die Teilung in notwendige Arbeit und Mehrarbeit, auf die es allein hier ankommt, zu entwickeln, kann das Wertprodukt mit dem Produktwert gleichgesetzt werden. Vgl. hierzu Lexis, Die Marx'sche Kapitaltheorie (Jahrbücher für N.-Oek., N. F., XI. [1885], S. 452f.).

klasse aneignet.[1]) Der Mehrwert ist also nur als „gesellschaftliche Thatsache“ zu verstehen.

Es entsteht nun die weitere Frage: Wie wird das Quantum „nothwendiger“ Arbeit in obigem Sinne näher bestimmt. Offenbar ist hier eine doppelte Bestimmung erforderlich. Einmal nämlich mufs der Begriff des notwendigen Arbeiters, des „produktiven“ Teils der Bevölkerung fixiert werden, sodann gilt es, das für diese produktiven Arbeiter notwendig aufzuwendende Arbeitsquantum zu bestimmen.

Wer ist „produktiv“ im Sinne von Marx? Wer Werte bildet, d. h. zusetzt. Damit sind wir noch nicht weiter, denn: Wer setzt Werte zu?

Eine embryonale Marxkritik meinte: der Handarbeiter. Das ist natürlich falsch; denn schon im ersten Buche wird ausdrücklich gesagt, dafs nicht nur die Handarbeit, sondern auch die leitende, disponierende Arbeit produktiv sei (vgl. z. B. I [4], 472, 473). Im dritten Bande erfahren wir genaueres: während der „arme“ handarbeitende Buchhalter und Kommis keine Werte schafft, also kein „produktiver“ Arbeiter ist, ist ein solcher event. der unter Umständen glänzend bezahlte Direktor einer Aktiengesellschaft, der „manager“, jene Leiter der Produktion, die von Marx geradezu als „die Seele unseres Industriesystems“ bezeichnet werden (III [I], 373).

Die Antwort auf unsere Frage also, die wir unter Zuhilfenahme des zweiten Bandes (vgl. dort z. B. das 6. Kapitel) geben können, ist diese: produktiv = Werte schaffend ist diejenige Arbeit, die gesellschaftlich notwendig ist zur Herstellung von Gebrauchswerten in der dem jeweiligen gesellschaftlichen Bedürfnis entsprechenden Menge, die also nicht nur durch den eigenartig historischen Charakter der kapitalistischen Produktionsweise bedingt ist.

Alle im eigentlichen Arbeitsprozefs beschäftigten Personen vom letzten Arbeiter bis zum Leiter des Betriebes, dessen Arbeiterschaft nun als „Gesamtarbeiter“ erscheint (Bd. I a. a. O.) alle bei der Aufbewahrung, dem Transport, der Spedition und

---

[1]) Dasselbe kann auch in anderer Weise ausgedrückt werden: man kann die Gesamtarbeit der Arbeiterklasse derart teilen . . ., „dafs der Teil, der die Gesamtlebensmittel für die Arbeiterklasse produziert (eingeschlossen der hierfür erheischten Produktionsmittel), die notwendige Arbeit für die ganze Gesellschaft verrichtet. Die von dem ganzen übrigen Teil der Arbeiterklasse verrichtete Arbeit kann als Mehrarbeit betrachtet werden“ (III [II], 172).

Zerteilung (Detaillieren) der Produkte thätigen Individuen machen die „produktive", wertbildende Arbeiterschaft aus. Der Wert des von ihnen bezogenen Teils des gesellschaftlichen Produkts stellt die „notwendige" Arbeitszeit dar. Der den übrigen Personen zufallende Teil repräsentiert den Mehrwert; an ihm partizipieren also zunächst alle durch den historischen Charakter der Produktionsweise bedingten „Arbeiter": also die Leiter und Disponenten des Produktionsprozesses in seiner Gestalt als Verwertungsprozess des Kapitals, ferner alle reine Zirkulationsfunktionen verrichtenden, Werte nur realisierenden Personen; sodann die überhaupt nicht arbeitenden Renten- und Zinsempfänger; endlich natürlich auch die gesellschaftlichen Funktionäre: wie Beamte, Aerzte, Prediger etc.

Fragt sich nun: wie ist die zur Erhaltung und Reproduktion der produktiven Arbeiter „notwendige" Arbeit bestimmt? Wenn wir uns die Gesamtheit der produktiven Arbeiter als Gesamtarbeitskraft der Gesellschaft denken (und diese Vorstellung in gesellschaftlicher Form ist überall notwendig, um Marx zu verstehen), so fällt die Frage mit der andern zusammen: wie hoch ist der Wert der Arbeitskraft. Wie deplaziert die immer wieder gehörte Meinung von der Theorie eines Existenzminimums bei Marx ist, ergiebt sich, wenn wir die Frage in dieser — meines Erachtens allein im Sinne von Marx liegenden — Beziehung auf den gesellschaftlichen Gesamtarbeiter stellen.

Es liegt auch keineswegs ein Bedürfnis vor, in dem System die Höhe der „notwendigen" Arbeit auf ein Minimum zu fixieren. Dafs eine Tendenz in der kapitalistischen Produktionsordnung herrscht, das Gros der Arbeiter auf ein gewisses Mindestmafs von Subsistenzmitteln zu beschränken, ist eine Sache für sich, die aber für die Struktur des ökonomischen Systems von Marx ohne Belang ist. Dieses, so verstehe ich es, verlangt nur, dass der Wert der Arbeitskraft in einer gegebenen Epoche und in einem bestimmten Lande als eine bestimmte Gröfse angenommen werden kann.

Marx sagt jetzt im dritten Bande wieder ausdrücklieh, dafs dieser Wert, also der durchschnittliche Arbeitslohn (man denke sich etwa die Gesamtsumme der in einem Jahre in Deutschland bezahlten Arbeitslöhne und Direktorialgehälter dividiert durch die Zahl der Empfänger) höher oder niedriger über dem „Existenzminimum" (übrigens ein von Marx selbst fast nie gebrauchter Terminus) stehen kann. Vgl. z. B. III II, 356: „Der

Arbeiter .... erhält unter dem Namen Arbeitslohn einen Teil des Produkts, worin sich der Teil seiner Arbeit darstellt, den wir notwendige Arbeit nennen, d. h. die zur Erhaltung und Reproduktion dieser Arbeitskraft notwendige Arbeit, seien die Bedingungen dieser Erhaltung und Reproduktion nun ärmlicher oder reicher, günstiger oder ungünstiger."

Und ferner III II, 395: „Der wirkliche Wert der Arbeitskraft weicht von diesem physischen Minimum (= täglich notwendige Lebensmittel) ab; er ist verschieden je nach dem Klima und dem Stand der gesellschaftlichen Entwicklung; er hängt ab nicht nur von den physischen, sondern auch von den historisch entwickelten gesellschaftlichen Bedürfnissen, die zur zweiten Natur werden. Aber in jedem Lande zu einer gegebenen Periode ist dieser regulierende durchschnittliche Arbeitslohn eine gegebene Gröfse." Das ist die Pointe.

Erinnern wir uns nun unseres Ausgangspunktes: wir gingen von dem problematischen Verhältnis der Wert- und Mehrwertlehre zur Produktionskosten- und Profittheorie aus und sagten, dafs die Beziehungen der beiden zu einander ihres rätselhaften Charakters entkleidet werden würden, sobald das Wesen von Wert- und Mehrwert, wie es Marx verstanden wissen will, klar gestellt wäre. Es fragt sich, ob wir die uns gesetzte Aufgabe gelöst und damit den richtigen Standpunkt gewonnen haben, um die Ausführungen im dritten Bande würdigen zu können. Mich däucht, ja.

Zunächst tritt doch wohl das eine jetzt offensichtlich zu Tage: dafs formell die Produktionskosten nichts mit dem Werte, und der Profit nichts mit dem Mehrwerte zu schaffen hat. Mit Wert und Mehrwert werden, um mich eines bei Marx beliebten Ausdrucks zu bedienen, „gesellschaftliche Thatsachen" (gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit — Verhältnis zwischen gesellschaftlichem Mehrwert und notwendiger Arbeit) konstatiert und unserem Denken zugänglich gemacht; Produktionskosten und Profit sind an sich empirische Thatsachen des individuellen, privaten Erwerbslebens. Es sind Kalkulationsverhältnisse der konkreten Produktionsagenten.

Da die herrschende Wirtschaftsordnung durch ihren kapitalistischen Charakter gekennzeichnet wird, d. h. dadurch, dass die Produktion auf Betreiben privater Kapitalisten inszeniert wird, so ist es selbstverständlich, dafs bei der Berechnung des Aufwandes, der zur Herstellung einer Ware nötig ist, sowie des

Gewinnstes, der dabei gemacht werden kann, das verausgabte. bezw. vorgeschossene Kapital die einzige in Ansatz gebrachte Gröfse ist. Der Aufwand an Arbeit ist dem Kapitalisten ebenso gleichgiltig wie die konkrete Gestalt seiner Ware als Gebrauchsgegenstand: sein einziges Interesse ist die Verwertung seines Kapitals: was geht ihn Wert und Mehrwert an: wenn er nur lohnende Preise und Profit erzielt. „Was die Ware dem Kapitalisten kostet und was die Produktion der Ware selbst kostet, sind . . . zwei ganz verschiedene Gröfsen." „Die kapitalistische Kost der Ware mifst sich an der Ausgabe an Kapital" (III[1], 2).

Den rein empirischen Charakter des Profits, als des im Bewufstsein des Produktionsagenten lebenden Zwecks und Ziels aller Produktion, drückt der auch von Marx (III[1], 11) zitierte Satz von Malthus vortrefflich aus: „der Kapitalist erwartet gleichen Vorteil auf alle Teile des Kapitals, die er vorstreckt."

Dafs also auch der vom individuellen Kapitalisten erzeugte Mehrwert formell in gar keiner Beziehung zu seinem Profit steht, leuchtet ein. Ich habe nie begreifen können, wie man einem halbwegs zurechnungsfähigen Menschen, der doch Marx trotz alledem ist, eine solche Absurdität hat zutrauen können, die individuell erzeugten Mehrwerte in Verbindung mit den Profiten zu bringen. Es wäre gar nicht mehr eine falsche Theorie, es wäre einfacher, platter Blödsinn, eine irgend welche Relation zwischen individuellem Mehrwert und Profit zu konstatieren und etwa das Riesenkapital, das in einem Hochofen oder einer elektrischen Beleuchtungsanlage steckt, mit den kümmerlichen Mehrwertbrocken abspeisen zu wollen, die die Handvoll beschäftigter Arbeiter gemäfs der Marx'schen Theorie allein liefert . . .

Dafs nun aber trotzdem die Wert- und Mehrwertlehre im Marx'schen System mehr als einen dekorativen Charakter hat, geht wohl aus unserer vorigen Darstellung deutlich genug hervor. Sie leistet ihm, haben wir gesehen, einen doppelten Dienst:

1. ist sie das notwendige Requisit, die Phänomene der wirtschaftlichen Welt unserm Denken zugänglich zu machen;

2. ist sie die die wirtschaftlichen Vorgänge regelnde und bestimmende Instanz; durch sie führt Marx, wenn ich recht sehe, Gesetzmäfsigkeit in das Wirtschaftsleben ein.

Deshalb besteht materiell allerdings ein sehr bedeutsamer Zusammenhang zwischen Produktionspreisen und Werten, Profit und Mehrwert.

Die Preise sind in letzter Instanz bedingt durch den gesellschaftlich notwendigen Aufwand zur Erzeugung der Waren,[1] deren „Wert,“ der unmittelbar erscheint in dem Einflufs der wechselnden Produktivkraft der Arbeit auf Sinken und Steigen der Preise, auf ihre Bewegung.

Die Profite sind geregelt durch das Verhältnis der Mehrarbeit zur notwendigen Arbeit: ist doch der Gesamtmehrwert gleich dem Gesamtprofit. Warum deshalb die Profitrate in einem gegebenen Moment 20 pCt. und nicht 200 pCt. oder 2000 pCt. ist, hängt notwendig ab von dem Gesamtmehrwert der Gesellschaft, der unter die Kapitalisten aufgeteilt wird u. s. w. . . . Es kann nicht die Aufgabe dieser Skizze sein, nun im einzelnen die aus dem Wert- und Mehrwertgesetz folgende Bedingtheit der wirtschaftlichen Vorgänge darzustellen. Denn das hiefse das Marx-sche System reproduzieren, dessen Inhalt ja in nichts anderem besteht, als dies zu leisten.

Man mache sich die Stellung des Wertgesetzes im Marx'schen System, so wie ich sie zu fassen versucht habe, klar und man wird begreifen, was Marx mit der oft wiederholten, aber meines Erachtens selten verstandenen Wendung meint: er wolle nicht eine Theorie der wirtschaftlichen Erscheinungen geben, sondern die „innere“ Gesetzmäfsigkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung aufdecken.

Er hat auch für die politische Oekonomie den Satz requiriert: dafs die Wissenschaft da anfängt, wo der gesunde Menschenverstand aufhört. Er erinnert (III II, 312) an das Wort Hegels, das diesen Gedanken ausdrückt: dafs, „was der gemeine Menschenverstand irrationell findet, das Rationelle und sein Rationelles die Irrationalität selbst ist.“ „Alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen“ (ib. 352); es ist deshalb „ein Werk der Wissenschaft, die sichtbare blofs erscheinende Bewegung auf die innere wirkliche Bewegung zu reduzieren“ (III I, 297). Die Aufgabe des „Kapitals“ ist es dementsprechend, „nicht die wirkliche Bewegung der Konkurrenz, sondern nur die innere Organisation der kapitalistischen Produktionsweise, so zu sagen in ihrem idealen Durchschnitt darzustellen“. (III II, 367). Alle diese zum Teil nicht völlig klaren Aeufserungen laufen sämtlich aber

---

[1]) Richtung „Scylla“! Vgl. Böhm, Wert, Kosten und Grenznutzen (Jahrbücher f. N.-Oek. Dritte Folge, III., 330).

auf dieselben Grundgedanken hinaus, die ich im Vorhergehenden aus dem ökonomischen System herauszuschälen versucht habe.

In diesem Sinne etwa habe ich in letzter Zeit stets die ökonomische Lehre von Marx entwickelt, wo sich eine Gelegenheit dazu bot. Der dritte Band brachte mir im allgemeinen eine klipp und klare Bestätigung, dafs meine Auffassung die richtige gewesen war. Nur bei der Lektüre einzelner Stellen sind mir Bedenken aufgestiegen. Ich weifs nicht, ob es mein mangelhaftes Verständnis oder eine nicht ganz behobene Unklarheit bei Marx ist, was diese Bedenken erzeugt hat. Einige Male nämlich habe ich den Eindruck gewonnen, als ob Marx die strenge Scheidung zwischen dem Mehrwert und dem Profit aufhöbe und einen empirischen Zusammenhang zwischen beiden herstellen wollte. Das geschieht z. B. in einzelnen Bemerkungen in der Lehre von der Grundrente, auf die ich hier nicht näher eingehe, vor allem aber in der Lehre von der Ausgleichung der allgemeinen Profitrate durch die Konkurrenz. Hier könnte es den Anschein gewinnen, als meinte Marx, dafs nicht nur theoretisch, d. h. bei dem wissenschaftlichen Systemaufbau, wo es natürlich durchaus am Platze ist, sondern auch empirisch, oder wie Marx sagt. „historisch" der Mehrwert in einer individuellen Produktionssphäre der Punkt wäre, von dem die kapitalistische Produktion ihren Ausgang nähme, als ob also thatsächlich infolge der ungleichen Zusammensetzung der Kapitalien aus c und v sich zunächst der Regel nach ungleiche Profite herausstellten und allmälig sich die ungleichen Profite durch Hinüber- und Herüberwandern der Kapitalien zu einem Durchschnittsprofit ausglichen infolge der entsprechend gesenkten oder gesteigerten Preise. Wenn das die Meinung von Marx wäre, so würde sie m. E. auf einem grofsen Irrtum beruhen: sie wäre logisch und empirisch gleich falsch. Logisch: denn es wäre ein entschiedener Abfall von dem ganzen leitenden Gedanken des „Kapitals", die gesellschaftliche Thatsache der Mehrwerterzeugung mit der individuellen der Kostengestaltung zusammenzuwerfen. Sie wäre aber auch empirisch falsch, denn nie und nimmer hat sich die Entwicklung in der angegebenen Weise vollzogen, noch vollzieht sie sich so. was doch wol wenigstens bei jedem neu aufkommenden Geschäftszweig der Fall sein müfste. Wäre jene Auffassung richtig. so würde man sich das Vordringen des Kapitalismus historisch offenbar so zu denken haben, dafs er zunächst die Sphäre mit vorwiegend lebendiger Arbeit, also nun unter durchschnittlicher

Kapitalzusammensetzung (kleines c, grofses v) okkupiert habe und dann langsam in andere Sphären übergegangen sei in dem Mafse, als durch Ueberhandnehmen der Produktion in jenen ersten Sphären die Preise gesunken wären. In einer Sphäre mit Hervortreten der Produktionsmittel gegenüber lebendiger Arbeit hätte er bei einem Angewiesensein auf den individuell erzeugten Mehrwert naturgemäfs in den Anfängen einen so winzigen Profit realisiert, dafs ihn nichts verlockt hätte, in jene Sphäre zu wandern. Nun beginnt aber die kapitalistische Produktion historisch sich z.T. gerade auch in Produktionszweigen der letzteren Art zu entwickeln: Bergbau etc. Das Kapital hätte keine Veranlassung gehabt, aus der Zirkulationssphäre, wo es sich sehr wol fühlte, in die Produktionssphäre überzugehen ohne Aussicht auf einen „landesüblichen Profit“, welcher, das mufs doch bedacht werden, vor aller kapitalistischen Produktion im kommerziellen Profit existierte. Aber man kann die Irrtümlichkeit jener Annahme auch von der andern Seite her erweisen: Wenn in Sphären mit vorwiegend lebendiger Arbeit in den Anfängen kapitalistischer Produktion exorbitant hohe Profite gemacht würden, so setzte das voraus, dafs das Kapital mit einem Schlage den betreffenden bisher selbständigen Produzentenkreis als Lohnarbeiter beschäftigte, d. h. sage zum halben Verdienstsatze, als sie vorher eingenommen hatten und die Differenz bei zunächst den Werten entsprechenden Warenpreisen völlig in seine Tasche steckte. Was weiter eine vollständig unrealistische Vorstellung wäre: die kapitalistische Produktion hat mit deklassierten Existenzen in zum Teil ganz neu geschaffenen Produktionszweigen begonnen und ist sicher bei der Preisfestsetzung sofort von der Kapitalauslage ausgegangen.

Wie aber die Annahme einer empirischen Anknüpfung der Profitrate an die Mehrwertrate historisch, d. h. für die Anfänge des Kapitalismus falsch, ebenso und noch mehr für die Zustände entwickelter kapitalistischer Produktionsweise. Ob heut ein Betrieb mit noch so hoher oder noch so niedriger Kapitalzusammensetzung sich aufthut: die Preisfestsetzung seiner Produkte und die Berechnung (und Realisierung) des Profits erfolgt ausschliefslich auf Grund der Kapitalauslage.

Wenn zu jeder Zeit, früher wie jetzt, unausgesetzt in der That Kapitale von einer Produktionssphäre in die andere wandern, so hat das seinen Hauptgrund gewifs in der Ungleichheit der Profitraten. Aber diese Ungleichheit rührt ganz sicher nicht von

der organischen Zusammensetzung der Kapitalien, sondern von irgend welchen Ursachen der Konkurrenz her. Die heute noch am ehesten florierenden Produktionszweige sind z. T. gerade solche mit sehr hoher Kapitalzusammensetzung, wie Bergwerke, chemische Fabriken, Bierbrauereien, Dampfmüllereien etc. Sind das Gebiete, aus denen sich Kapitalien zurückgezogen haben, ausgewandert sind, bis die Produktion entsprechend eingeschränkt wurde und die Preise stiegen?

Wo man die Sache auch angreifen mag: es widerspricht der realen Entwicklung der Dinge, dafs die Profitraten sich in Anknüpfung an die Mehrwertraten gebildet haben, dafs sie überhaupt in irgend welchem empirischen Zusammenhange unter einander stehen.

Ich wiederhole: eine solche Hypothese, wie sie hier von Marx im X.. Kapitel des 3. Bandes gemacht zu sein scheint — ich sagte schon, die Ausdrucksweise ist nicht frei von Unklarheiten — ist nicht nur entbehrlich, unnütz für das ökonomische System von Marx: es würde geradezu einen Schönheitsfehler an diesem System bedeuten, wollte man die Hypothese aufrecht erhalten. Theoretisch natürlich mufs, um zur Profitrate zu gelangen, der Ausgangspunkt von der Mehrwertrate genommen werden: empirisch ganz gewifs nicht. Jene „Ausgleichungen" hoher und niedriger Profitraten bei Kapitalien verschiedener organischer Zusammensetzung zu einer Durchschnittsprofitrate sind Denkoperationen, aber keine Vorgänge des wirklichen Lebens. Das will ich denn auch als die Meinung von Marx annehmen, solange mich nicht Engels des Gegenteils versichert. Aber auch dann würde ich an dieser Stelle nur eine Uuvollkommenheit, eine Inkonsequenz des Marxschen Gedankenganges erblicken, die er wahrscheinlich bei Selbstvollendung seines Werkes überwunden haben würde.

IV.

Im Eingang dieser Studie sprach ich es schon aus, dafs eine irgendwie erschöpfende Kritik des Marx'schen Systems jetzt schon zu geben, eine kaum lösbare Aufgabe sein würde. Jedenfalls halte ich mich dazu im Augenblicke keineswegs für berufen.

Nicht als glaubte ich, der Marxismus sei überhaupt einer Kritik nicht zugänglich. Ganz gewifs bietet er für eine solche Angriffspunkte genug. Freilich wird es meines Erachtens immer nur auf eine Weiterentwickelung, nicht auf eine „Widerlegung"

ankommen. Mit der mag sich der politische Streber befassen; für den Gelehrten kann es sich doch wohl bei einem irgendwie fundierten Systeme nicht um eine „Widerlegung“ handeln. Oder sind Quesnay, Smith, Ricardo und alle die andern führenden Geister etwa „widerlegt“? Sie haben das ihre geleistet, haben einen Baustein zu dem Gebäude der Wissenschaft geliefert, man hat ihre Irrtümer vergessen und ihre Wahrheiten verwertet. So wird es auch mit Marx gehen. Ja, man darf sich freuen auf den Kampf, der gerade um den Marxismus, einen der exponiertesten Posten der politischen Oekonomie entbrennen wird. Es wird ein fröhliches Jagen entstehen, die Geister, durch die Grenznutzler nun endlich aus ihrem Schlummer erweckt, werden gar heftig aufeinander platzen. Aber das gerade ist ja trefflich, in majorem scientiae gloriam zu streiten.

Es wird manchen Fachgenossen, namentlich unter den Aelteren geben, der bei diesen Worten ein Lächeln nicht unterdrücken kann: ob es denn wirklich Ernst sei, einen längst Begrabenen wie den Karl Marx wieder von den Toten zu erwecken, sein zehnmal „widerlegtes“ System wieder zum Gegenstande der Kritik machen, ja es geradezu in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Diskussion stellen zu wollen. Nun, wir Jüngeren werden schon dafür sorgen, dafs ihnen das Lachen mälig vergeht. Wir sind der Meinung, dafs wir nicht am Ende, sondern just am Anfang der Marx-Kritik stehen. Und können unser Verwundern nicht ganz unterdrücken, dafs man überhaupt schon von einer „Kritik“ hat reden wollen, ehe — das System fertig war!

Freilich — wenn die neu beginnende Marx-Kritik jenen erfreulichen Charakter bekommen soll, den jeder grofse Streit wissenschaftlicher Meinungen hat, so wird zuvor Eine Bedingung notwendig erfüllt sein müssen: man soll Marx erst einmal richtig verstanden haben und nur bekämpfen, was er meint, nicht was er vielleicht gemeint haben könnte. Es ist eine höchst unerfreuliche und undankbare Aufgabe, in aller Kritik immer nur die Quid pro quos nachweisen zu müssen, deren sich der betreffende Kritiker in seiner Wiedergabe der Marx'schen Gedanken schuldig gemacht hat. Deshalb hielt ich eine kurze Skizzierung der Grundgedanken des ökonomischen Systems von Marx für keineswegs überflüssig.

Wird man sich, ehe man nun die Kritik eröffnet, erst der Mühe unterziehen, in den Geist des Marxismus einzudringen, so dürfen wir uns auch der frohen Hoffnung hingeben, dafs zu-

nächst einmal alle die meist falschen traditionellen Einwände gegen Marx, die nun seit fast 30 Jahren unsere Lehrbücher zieren, in das Reich der Schatten wandern werden. Ich will die zum hoffentlich baldigen Untergange bestimmte „wohlbekannte Schar" im Folgenden kurz Revue passieren lassen und bitte die respektiven Väter oder Adoptivväter dieser mifsratenen Geistesspröfslinge ebenso dringend wie herzlich, eine irgend passende Gelegenheit nicht zu versäumen, um die Kinderchen dort zu versenken, wo es am tiefsten ist. Zur leichteren Orientierung führe ich je einige Stellen aus dem dritten Bande an, an denen die nötige Auskunft über die „Fragen" zu erlangen ist. Ich beschränke mich, wie überhaupt in dieser Studie auf das ökonomische System von Marx, lasse also sowohl die philosopischen Grundlagen des Marxismus wie auch die ihm eigentümliche Theorie der ökonomischen und sozialen Entwickelung aufser Betracht.

1. Obenan marschiert ein fast zum Dogma gewordener Satz, der in allen traditionellen Literaturgeschichten der Nationalökonomie einen gesicherten Besitzstand erworben hat: dafs Marx, wie überhaupt die „wissenschaftlichen Sozialisten" zwar eine Bedeutung für die „Kritik" der Nationalökonomie hätte, aber keine für die „positive Weiterbildung" der Wissenschaft.[1]) Ich habe das nie recht begreifen können. Meines Erachtens kommt doch für die „positive Weiterbildung der ökonomischen Theorie" neben der österreichischen Schule gerade und vornehmlich der „wissenschaftliche Sozialismus" in Betracht? Jedenfalls hat er doch ein festgefügtes System hinterlassen. . .

Das ist natürlich ein Punkt, der nicht mit ein paar Stellennachweisen erledigt werden kann; ich führe ihn hier nur an, weil ich ihn für das *Πρωτον ψευδος* der traditionellen Marx-Kritik halte, aus dessen Irrtümlichkeit viele andere Mifsverständnisse gefolgt sind.

2. Auch nicht kurzer Hand erledigen läfst sich die Behauptung: Marx habe gar kein Verständnis für die Leistungen des Kapitalismus, für die historische Bedingtheit und historische Be-

[1]) So auch wieder in der sehr lesenswerten Antrittsvorlesung eines Vertreters der unter Lorias Einflufs stehenden, Marx sonst verherrlichenden jungitalienischen Schule, des jetzigen Modenaer Professors Ugo Rabbeno, L'odierna crisi nella scienza economica, abgedruckt in der „Riforma sociale" I (1894) p. 850—879; auch französisch erschienenen in der „Revue sociale et politique" 1894, No. 6.

rechtigung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und damit auch nicht für die „Leistungen“ des Kapitalisten in Person. Hat man die dithyrambische Verherrlichung der historischen Mission des Kapitalismus schon im kommunistischen Manifest nie gelesen? Einstweilen will ich aber nur einzelne Stellen aus dem dritten Band des Kapitals anziehen. Man vergleiche etwa (aufser den folgenden Stellen, in denen von der Funktion des Kapitalisten die Rede ist, nämlich III I, 116, 358 f., 365 —) im zweiten Teil S. 140, wo der Kredit als das Mittel bezeichnet wird, die bedeutendsten (!) Männer der beherrschten Klasse in die herrschende Klasse (Bourgeoisie) aufzunehmen; S. 156 „eines der grofsen Resultate der kapitalistischen Produktionsweise“; S. 162 „die Rechtfertigung des Grundeigentums etc.... ist die, dafs die Produktionsweise selbst historische transitorische Notwendigkeit besitzt.“ S. 309 „ökonomische und historische Berechtigung des Grundeigentums“; S. 354 „eine der zivilisatorischen Leistungen des Kapitals“ u. s. w.

3. Marx soll über der technischen Entwicklung den grofsen Einflufs übersehen, den die „Gestaltung des Marktes“ auf das moderne Wirtschaftsleben ausübt. Ist das historisch gemeint, so beruht es auf einer ungenauen Marx-Kenntnis. Man denke nur an die Stellen im kommunistischen Manifest, in denen die Einflüsse der Erweiterung des Marktes auf die Produktion erörtert wird und lese jetzt etwa das 20. Kapitel des dritten Buches über das Kaufmannskapital. Freilich hat Marx — meines Erachtens durchaus mit Recht — ebenso energisch darauf hingewiesen, dafs zum grofsen Teil die kapitalistische Produktion ihrerseits den Markt schafft. „Herstellung des Weltmarkts“ bezeichnet er geradezu als eine der „drei Hauptthatsachen der kapitalistischen Produktion“ (III I, 249). Will man aber mit jenem Einwand die eigentümliche Gestaltung des ökonomischen Systems bezeichnen, so spricht man damit nur die Thatsache aus, dafs Marx vollbewufsterweise die Konkurrenz aus seiner Betrachtung ausschliefst. Die Frage, die sich dann erhebt; mit welchem Recht thut er es — mufs lediglich im Hinblick auf den Erkenntniswert der von ihm befolgten Methode beantwortet werden. Was nun noch an traditionellen „Einwänden“ zu erwähnen ist, betrifft die Wertlehre.

4. Die Werttheorie sei falsch, weil die Waren sich erwiesenermafsen nicht im Verhältnis der in ihnen enthaltenen Arbeitsmengen austauschten, mit einem Wort: der Wert sei nicht empirisch. Dazu vgl. die Ausführungen dieser Studie.

5. Die qualitativ verschiedenen Arbeiten liefsen sich nicht auf eine abstrakte Arbeit reduzieren: erledigt sich, sobald man den „Wert“ als gesellschaftliche Thatsache, d. h. als ökonomischen Ausdruck der gesellschaftlichen Produktivkraft betrachtet.

6. Marx behaupte, nur die Handarbeit sei „produktiv“: vgl. dazu die S. 579 zitierten Stellen.

7. Die Werttheorie „abstrahiere“ vom Gebrauchswert der Waren. Dazu vgl. jetzt u. a.:

III II, 175 „denn die Bedingung des Werts bleibt der Gebrauchswert“;

III II, 176 „ . . . Gebrauchswert (ist) Voraussetzung des Tauschwerts und damit ihres Werts. . .“

III II, 187 „Gebrauchswert ist der Träger des Tauschwerts“ u. s. w.

8. Das zäheste Leben wird wohl, fürchte ich, das Bestreben haben: die Wert- und Kapitaltheorie aus „moralischen“ Gründen widerlegen zu wollen. Es beruht auf dem scheinbar unausrottbaren Irrtum: dafs die Begriffe Wert, Mehrwert, Ausbeutung etc. bei Marx ethischen und nicht rein ökonomischen Gehalt haben. Es wird noch manche Lanze eingelegt werden müssen, ehe wir dieses Mifsverständnis ins Jenseit befördert haben.

Vielleicht trägt die Lektüre des dritten Bandes einiges dazu bei, das richtige Verständnis in das Wesen jener Kategorieen zu verbreiten. Einstweilen begnüge ich mich damit, zur Illustration des „ethischen“ Charakters der Marx'schen Mehrwerttheorie dem geneigten Leser eine Stelle aus dem dritten Bande zu unterbreiten, aus der hervorgeht, dafs nicht nur die Lohnarbeiter schmählich „ausgebeutet“ werden, um einen Teil dessen schnöderweise gebracht werden, was ihnen „gebührt“, sondern auch — man höre — die Kapitalisten! Sie werden nämlich ihrerseits wieder von den Grundeigentümern „exploitiert“: „wie der Kapitalist dem Arbeiter, so pumpt der Grundeigentümer einen Teil dieses Mehrwerts oder Mehrprodukts wieder dem Kapitalisten aus“! (III II, 356.) . . .

Doch genug davon. Es ist nicht meine Absicht, an dieser Stelle eine erschöpfende Antikritik der bisherigen Marx-Kritik zu geben, ebenso wenig wie ich die Kritik selbst hier bringen kann oder will.

Nur einige vielleicht nicht ganz überflüssige Leitsätze für die zukünftige Marx-Kritik aufzustellen, hatte ich mir, im Anschlufs

an die Anzeige des dritten Bandes des Kapitals, vorgenommen. Da möchte ich denn zum Schlusse noch folgendes bemerken.

Man wird Marx nicht nur „dogmatisch“ besser als bisher begreifen müssen, sondern auch methodologisch; d. h. man wird vor allem den schroffen Gegensatz klarer als bisher sich zum Bewufstsein bringen müssen, in dem die Marx'sche Auffassungsweise, seine „Fragestellung“ zu der herrschenden Denkweise steht.

Was ist es denn, was Marx bei der Errichtung seines ökonomischen Systems vorschwebte? Als den „letzten Endzweck“ des „Kapitals“ hat er bezeichnet „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen.“ Zu diesem Behufe sucht er in seinem ökonomischen Systeme die gesellschaftlichen Zusammenhänge blofszulegen, in die die einzelwirtschaftliche Existenz eingeschlossen ist, gleichsam ökonomisch die Abhängigkeitsverhältnisse aufzudecken. Es handelt sich um das „Aufsuchen der ökonomischen Bedingungen, die vom Willen des Einzelnen unabhängig sind“ (III II, 155), um die Ermittlung dessen, „was hinter dem Rücken der einzelnen durch die Macht von ihm unabhängiger Verhältnisse vorgeht“ (III II, 409). Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: es gilt die Preisbildung zu erklären. Nicht als ob Marx auch nur daran dächte. nach den individuellen Motiven der Tauschenden zu forschen oder auch nur von der Produktionskostenberechnung auszugehen. Nein, sein Gedankengang ist dieser: die Preise werden gebildet durch die Konkurrenz, wie, bleibt dahingestellt. Aber: die Konkurrenz ihrerseits wird geregelt durch die Profitrate, die Profitrate durch die Mehrwertrate, diese durch den Wert, der selbst der Ausdruck einer gesellschaftlich bedingten Thatsache, der gesellschaftlichen Produktivkraft ist. Das stellt sich nun im System in umgekehrter Folge dar: Wert — Mehrwert — Profit — Konkurrenz — Preise u. s. w.; Wollen wir ein Schlagwort haben, so können wir sagen: es handelt sich nie bei Marx um Motivation, sondern immer um Limitation, sc. der individuellen Willkür der Wirtschaftssubjekte.

Man kann es in Einem Wort zusammenfassen: es ist ein extremer Objektivismus, der das ökonomische System von Marx charakterisiert. Hier im Marx'schen System mündet der Strom, der von Quesnay ausgeht, über Ricardo zu Rodbertus weiterströmt: die streng objektivistische Betrachtungsweise des Wirtschaftslebens, die von der wirtschaftenden Gesellschaft ihren Ausgangspunkt nimmt und zu dieser zurückkehrt (formal), die die gesellschaftlichen Zusammenhänge aufzudecken sucht, welche über

die Einzelwirtschaft und die wirtschaftlichen Vorgänge in letzter Instanz entscheiden (material).

Und dort die subjektivistische Richtung als Gegensatz: sie, die die Vorgänge des Wirtschaftslebens am letzten Ende aus der Psyche der wirtschaftlichen Subjekte zu erklären versucht, die in die psychologische Motivierung die Gesetzmäfsigkeit des Wirtschaftslebens verlegt. Ihr naturgemäfser Ausgangspunkt: der bedürfende oder tauschende Einzelmensch — Hasbach hat uns in schöner Weise die historischen Ursprünge dieser Denkrichtung in der naturrechtlichen Lehre von der Tauschgesellschaft aufgedeckt —; ihr leitender Begriff, wenn sie einigermafsen konsequent ist, der Nutzen. Es ist der Strom, der, schon frühzeitig entsprungen, doch seine mächtigsten Zuflüsse durch die Systeme von Turgot und Adam Smith bekommt, der Strom, der fast die gesamte herrschende politische Oekonomie aufgenommen, wenn auch in den Oesterreichern seine konsequenteste Fortbildung erfahren hat. Der heutige Zustand der nationalökonomischen Theorie wird scheint mir im wesentlichen durch den herrschenden Subjektivismus, der naturgemäfs im Psychologismus ausläuft, gekennzeichnet.[1]) Ueberall ist die „Motivation“ der (individuellen) wirtschaftlichen Handlung in den Mittelpunkt des Systems getreten. Es gilt hier nicht, zu entscheiden, ob die subjektivistische Nationalökonomie, mag sie sich als historisch, ethisch, organisch, abstrakt, klassisch oder sonstwie bezeichnen, einer glänzenden Zukunft entgegen geht, oder ob sie am Ende ihrer Entwicklung steht. Ob sie im Begriffe ist zu liquidieren und ihren Besitzstand hier der Historie, dort der Psychologie zu überlassen. Es gilt nur den Hinweis, dafs hier zwei Welten nationalökonomischen Denkens neben einander, fast unabhängig von einander entstanden sind, zwei Arten der wissenschaftlichen Betrachtung, die kaum mehr als den Namen gemeinsam haben. Und es scheint mir nicht ausgeschlossen, dafs all die halben und ganzen, mehr

[1]) Es hatte den Anschein, als ob unter den Neueren H. Dietzel eine objektivistische Richtung in der ökonomischen Theorie einschlagen würde (siehe seine Besprechung Wieser's in den Jahrbüchern für N.-Oek., N. F., Bd. 11, S. 161 f.). In seinen Schriften ist er jedoch immer subjektivistischer geworden und Böhm-Bawerk hat meines Erachtens vollständig recht (vgl. Wert, Kosten und Grenznutzen, a. a. O., Dritte Folge, III, 325, 336 f.), wenn er Dietzel als einen halb und halb bekehrten Grenznutzler anspricht, ebenso wie der ausgezeichnete Gelehrte recht hat, wenn er zwischen der methodologischen Auffassung Menger's und Ad. Wagner's keinen prinzipiellen Gegensatz findet.

oder weniger begründeten, mehr oder weniger klaren, mehr oder weniger abgebrauchten Gegensätze unserer Schulen, wie sie nun so oft zur Aussprache gekommen sind, alle in den methodisch überragenden Gegensatz des Objektivismus und Subjektivismus ausmünden werden . . .

Und nur im Bewusstsein dieses Gegensatzes wird auch eine fruchtbare Marx-Kritik möglich sein. Ist es ein Zufall, dass man so lange gerade diese Eigentümlichkeit des Marx'schen Systems: typischer Repräsentant der objektivistischen Nationalökonomie zu sein — übersehen hat? Zum grossen Teil scheint mir die Anlage des Marx'schen „Kapitals" selbst schuld daran zu sein. Man übersah seinen streng objektivistischen Kern, weil es in einem extrem subjektivistischen Gewande erscheint! Man erinnere sich der burschikosen Art, in der Marx den Kapitalisten im I. Buch als „Charaktermaske" agieren lässt, und man wird es begreiflich finden, dass die an subjektivistisches Denken gewöhnte Zeit auch im Marx'schen System nichts anderes zu sehen vermochte, als was die anderen Darstellungen der politischen Ökonomie boten: eine aus den Empfindungen, Trieben, Urteilen etc. der Subjekte sich aufbauende Wirtschaftsordnung.

Dass man deshalb nicht zum Ziele kommen konnte, weder mit seiner Würdigung noch mit seiner Kritik des Marx'schen Systems, liegt auf der Hand. Denn die Probleme wurden gar nicht gestellt, von deren Lösung erst der Entscheid weiterer Fragen abhing. Ich denke mir, dass man doch wohl in folgender Weise eine Würdigung und Kritik des Marx'schen Systems versuchen müsste: Ist die objektivistische Richtung in der nationalökonomischen Wissenschaft ausschliefsend oder ergänzend berechtigt? Hätte man diese Frage mit ja beantwortet,[1]) dann etwa wäre weiter zu fragen: ist die Marx'sche Methode einer quantitativen Bestimmung der wirtschaftlichen Thatsachen durch das gedankliche Hilfsmittel des Wertbegriffs geboten? Wenn ja: ist

[1]) Wird sie verneint, so sind die übrigen Fragen gegenstandslos. Nur glaube ich, wird sich das Problem nicht so kurzer Hand erledigen lassen, wie es Böhm gelegentlich versucht hat (Grundzüge der Theorie des wirtschaftlichen Güterwerts. Jahrbücher f. N.-Oek., N. F. XIII. [1886], S. 77 f.). Böhm nimmt hier als selbstverständlich an, was ja gerade das thema probandi bildet: dafs nämlich „die sozialen Gesetze, deren Erforschung die Aufgabe der Nationalökonomie ist, auf übereinstimmenden Handlungen der Individuen beruhen" etc. und dafs „einzig durch die Ständigkeit dieses Motivs (sc. möglichst viel „Wert" zu gewinnen) eine Gesetzmäfsigkeit unserer Wirtschaftshandlungen hervorgerufen

die Arbeit der richtig gewählte Inhalt des Wertbegriffs? D. h. ist die gesellschaftliche Produktivkraft bei konsequenter Gedankenfolge ebenso sehr das Prinzip der objektivistischen Nationalökonomie, wie der Nutzen das der Subjektivisten? Wenn ja: sind die Marx'sche Beweisführung, der systematische Aufbau, die Schlussfolgerungen u. s. w. anfechtbar? Dann erst wären die einzelnen Teile der Theorie der Reihe nach zu prüfen.

Tragen diese Zeilen ein wenig dazu bei, die Marx-Kritik in etwas geordnetere Bahnen einzulenken, so ist ihr Zweck erfüllt.

---

wird." Allerdings: wäre die Gesetzmäfsigkeit im Wirtschaftsleben nur eine psychologische Thatsache und ihre Ermittelung Aufgabe der politischen Oekonomie, dann — stünde die Alleinberechtigung der psychologischen Methode aufser Zweifel. Beides aber soll eben erst bewiesen werden.